


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Wiener Studien

von

Bruno Walden.

Wien 1869.

Friedrich Beck's Verlags-Buchhandlung.

Inhalt.

Vorrede.

Eine Vorrede soll ich, lieber Walden, zu Ihren „Wiener Studien“ schreiben? Sie meinen: Vorreden seien gebräuchlich und in neuerer Zeit würden dieselben größtentheils von Freunden der Autoren verfaßt; besonders, wenn diese Autoren zum ersten Male mit einem kleinen Buche vor die Lesewelt treten.

Nun denn, ich willfahre gern Ihrem Ansinnen. Und zwar bestimmt mich zu dem Hinwegsetzen über die Warnung, welche mir meine Bescheidenheit zuflüstert, der Umstand: daß ich mich gern mit Ihnen Arm in Arm öffentlich zeige. Auch habe ich Ihren Lesern Einiges über Sie zu sagen und einige Worte über das Wiener Feuilleton.

Bruno Walden, dem Verfasser dieser kleinen Sammlung von Skizzen aus dem Wiener Leben, habe ich, als er in Wiener Blättern auftrat, die Hand gereicht. Er bedurfte der Hand eines Mannes denn . . . doch das soll ja nach

dem Wunsche des Autors zwischen ihm und einigen wenigen Personen ein Geheimniß bleiben und so kann ich nicht darüber reden. Ich bekam zuerst durch die Vermittlung unseres geistig bedeutendsten Burgschauspielers Lewinsky ein Manuskript von Walden in die Hand, das mir sogleich kundgab: ich habe es da mit einem schönen Talente zu thun. Erst später lernte ich Walden selbst kennen. Wir sprachen über Mancherlei und im Laufe des Gespräches tauchten weit zurückgetretene Erinnerungen aus dem Jahre 1848 vor mir auf. Walden hatte einen Namen genannt, der mir plötzlich klar machte, daß ich ihn als Kind gesehen. Als bleiches, aufgeschossenes, krankes Kind, das mich aus großen Augen, in die sich der ganze Geist des Leidenden gezogen zu haben schien, ansah, als ich an einem stürmischen Tage des Revolutionsjahres plötzlich in seine stille Krankenstube trat, um dort, heftig erregt vom Straßentumulte, zu Athem zu kommen. Und dann hatte ich dasselbe leidende und doch so klugäugige Menschenbild im Gedächtnisse, wie es mir im Sommer desselben Jahres, aus einer weinlaubumzogenen Veranda eines Landhauses, einer sich bewegenden Statue gleich, entgegentrat. Das Kind von damals trat mir jetzt als Schriftsteller entgegen. Aus Kindern werden Schriftsteller! Und geistvolle manchmal dazu; darin werden die Leser gewiß mit mir übereinstimmen.

Waldens Leben war in früheren Jahren ein Kampf um seine Gesundheit; was er gelernt, er hat es auf dem

Krankenbette gelernt; seine Universität waren Heilbäder. Daß er aber gelernt und viel gelernt, jede seiner Skizzen beweist es; daß er tief zu denken und so fein auseinanderzusetzen versteht, ist wohl mit die Folge des anhaltenden Insichgekehrtseins und der Humor, der ihn so langjährige Leiden überstehen ließ, ist nun, auf die beobachteten Gegenstände gerichtet, zu einer sinnig-heiteren Blume aufgeblüht, welche mit den Reiz seiner Studien bildet.

Mögen diese somit der Lesewelt freundlich empfohlen sein. Das Wiener Feuilleton hat heute nicht allzu großen Ueberfluß an so feinen Talenten wie Walden, die mit scharfer Beobachtung und glücklicher Darstellung eine tiefe Bildung, geistige Vornehmheit und stylvolle Behandlung verbinden.

Das Wiener Feuilleton! Man hat es oft überschätzt, manchmal jedoch auch unterschätzt. Ich möchte weder zu seinen unbedingten Lobrednern, noch weniger aber zu seinen Feinden gezählt werden. Um dem Wiener Feuilleton gerecht zu werden, muß man an die eigenthümliche Rolle denken, die es während des Aufblühens unserer periodischen Literatur, in unserer socialen und politischen Entwicklung gespielt. Das Wiener „Feuilleton" hat Frankreich den Namen entlehnt, ist aber ganz etwas Anderes geworden als sein Pariser Genosse. In Paris versteht man unter Feuilleton jetzt den Roman, den die Zeitungen veröffentlichen. Sonst werden gewöhnlich nur noch die Theater-Kritiken in der Rubrik unter dem

Striche gebracht, welche die Aufschrift: Feuilleton trägt. In den Wiener großen Blättern ist das Feuilleton eine eigene belletristische Zeitung, die sich bis vor Kurzem hauptsächlich mit Wiener Ereignissen beschäftigte. Eine Weltstadt wie Wien, mit so ausgeprägtem reichem Lokalleben und so zahlreichen Lokalinteressen, einem Leben, das rasch wechselte, sich so plötzlich entwickelte, ja ganz umkehrte, hatte ein Bedürfniß dieses Leben literarisch behandelt zu sehen in seinen Zeitungen. Das Feuilleton war denn auch der jeweilig getreue Ausdruck des Wiener Lebens, es schritt, ein Wegweiser, neben ihm einher, manchmal auch folgte es ihm nicht immer die schönsten Wege nach.

Allein es hatte seine unleugbaren Verdienste. Ignaz Kuranda war es, der im Anfange der Fünfziger Jahre selbst Hand anlegte und dessen leichter, prickelnder Styl die schwere, allzu blüthenreiche lyrische Prosa der Oesterreicher verbannte. A. Stifft schrieb nach ihm phantasievolle, wahrhaft blendende farben- und duftreiche Bilder aus dem Wiener Leben; und als sinniger, humorvoller Beobachter stand Hieronimus Lorm ihm ebenbürtig zur Seite.

Dann brach die harte Reaction ein. Ihr trat Karl Bauernschmidt mit einer Satyre und einem Sarkasmus sondergleichen entgegen, denen man anfangs theils nicht an den Leib wollte, theils nicht konnte, bis aus der harten Reaction eine noch härtere wurde. Aber das Feuilleton verlor nicht den Muth. Was nicht gesagt werden durfte, wurde

angedeutet, was man nicht auszusprechen wagte, ließ man zwischen den Zeilen errathen. Man erging sich in Betrachtungen der Jahreszeiten und des Wetters, man tadelte Jupiter und Mars und das Publikum verstand.

Auch der geniale Minister Bruck war ein kleiner Tyrann. Als er die neue Währung einführte und die Zeitungen diese Reform nicht als baare Münze annehmen wollten, da untersagte er jegliche Besprechung dieses Gegenstandes bei Strafe der Confiscation, Verwarnung u. s. w. Was that das Feuilleton? Es war gerade eine „Neue-Währung-Polka" eines Herrn Elias erschienen und am Sonntag darauf erschien ein ganzes Feuilleton über diese „Neue-Währung-Polka" zum großen Aerger Brucks, der dem Geiger dieses Stückes nicht den Bogen aus der Hand nehmen konnte. So kämpfte das Feuilleton, oft lange Zeit allein, für die Freiheit, für den Fortschritt, zur Zeit als man die Politiker von Fach mundtodt gemacht hatte. Es hat seinen Vorpostendienst sorgsam verrichtet und den Titel, daß es der Tirailleur der Freiheit in Oesterreich nach 1848 gewesen, wie es die Lyrik vor 1848 war, kann man ihm nicht streitig machen.

Sollen wir noch an den Antheil erinnern, den das Wiener Feuilleton an der Umgestaltung Wiens genommen? Wahrhaftig, was Wien heute an neuen, zweckmäßigen Einrichtungen, Bauten und Verschönerungen besitzt, das Wiener

Feuilleton hat es zuerst angeregt, Jahre lang vorher, ehe der Gemeinderath beschloß, es einzuführen.

Heute, wo uns wieder einmal die Freiheit lächelt und die Stadt fast ausgebaut ist, hat das Feuilleton andere Aufgaben. Eine derselben ist: die socialen Verhältnisse zu bessern, indem man über die kleinliche und lächerliche Seite derselben Lächeln erweckt. Diese Aufgabe mit zu lösen, hat sich der Autor dieses kleinen Buches gesetzt.

Friedrich Uhl.

Von den Frauen.

Zehnfach kapriziöser als die koketteste Schöne ist die Sympathie; sie fragt nicht nach Anrecht und Verdienst, kümmert sich nicht um Opportunitätsgründe und Folgerichtigkeit, sondern spendet ihre Gunstbezeugungen hüben und drüben, unbekümmert um den Regulator Vernunft, der sich vergebens abmüht, als Zünglein der Wage gelegentlich nach der anderen Seite zu neigen. Nicht allein Menschen und Dingen gegenüber macht sie ihre Laune geltend, auch an sich ganz treffliche Eigenschaften und nützliche Fähigkeiten verfallen ihrer eigenwilligen Censur und Antipodie, Antipathie. Wer genau sein Herz durchforscht, wird gewiß entdecken, daß sein Geschmack gegen irgend eine Vortrefflichkeit Groll hegt, wenn auch ein wohlgeordnetes deutsches Gemüth sich nie so weit versteigen wird, wie jener junge Franzose, der, als man ihm Geduld, Fleiß und Sparsamkeit als höchst beherzigenswerthe Tugend pries, erwiderte: „Certainement ce sont des très belles vertus, mais, je les ai en grippe!“

Doch nicht von solch' unsolider Antipathie will ich sprechen, sondern von der wärmsten Sympathie für eine Fähigkeit, welche mir die vornehmste dünkt, die in meinen

Augen erst den Menschen zu einem Geschöpf höherer Gattung adelt; — jene sich zu begeistern, Enthusiasmus zu empfinden! Die vollendete Hingabe an die Idee nimmt er die verschiedensten Formen und Gestalten an, bald von imponirender Größe, wie dem Riesengeschlecht entstammt, bald in dem flüchtigen Blick unscheinbar zwerghafter Kleinheit, immer aber die eigentliche innerste Triebfeder alles Schönen, Wahren, Guten, Tüchtigen! Nicht allein sieghaft im Triumphe, auch geistig im Unterliegen, im standhaften Martyrium! — Wie das Individuum, wird auch jede Zeit, ziemlich scharf abgestuft, durch die Richtung ihrer Begeisterungsfähigkeit gekennzeichnet. Stoischer Heldenmuth, Glaube, heiße Liebe zur Kunst, innige Hingabe an das Gewerbe, den Handel, Wissenschaft, Forschung, Drang nach politischer Freiheit, das sind gesonderte Schichten, an welchen der Psychologe die Geschichte der Menschheit in raschem Ueberblick abliest, wie der Geologe jene der Erde, an den verschiedenen Gruppen, Formationen, welche sein Hammer durchforscht. Allerdings haben auf unserem Gebiete, wie dem seinen, gelegentliche Eruptionen dafür gesorgt, der Oberfläche ermüdende Monotonie zu benehmen, und wir begegnen zu unser Aller Heil und Frommen auch noch den Produkten früherer Perioden, hie und da einem Schwung, der von dem eben landläufigen Enthusiasmus abweicht.

Und diese schöne, so hochgeschätzte Fähigkeit finden wir namentlich bei den Frauen hervortretend; ihr beweglicher Geist, ihr feuriges, unselbstisches Empfinden bedarf nicht erst gewaltiger Steigerung, ist schon im normalen Zustande auf halbem Wege zum Enthusiasmus. Doch sind sie gar feinfühlige Thermometer, welche die Temperatur des Zeitgeistes auf's Treueste verzeichnen.

Wo sie uns zum ersten Mal historisch und selbstthätig entgegentreten (im alten Testamente handeln sie noch auf Mission) kennzeichnet sie, wie die Männer in der Kindheit eines Volkes, jene wilde Tapferkeit, welche eigentlich in brutal stupider Todesverachtung wurzelt und die sich mit der ethischen Entwicklung zu bewußterem, somit opferreicherem Heroismus erhöht. Von den Weibern, welche mit in das Kriegslager zogen, im Kampfe sich hinter der Gefechtslinie hielten, bereit mit den Ihren den Sieg in wildem Jubelschrei zu feiern, oder auch unter der Grausamkeit des Feindes ihnen in den Todesschatten zu folgen, ist ein weiter Schritt auf dem Weg sittlicher Entwicklung zu Jenen, die mit vollbewußter Begeisterung sich der Idee, der Ehre, der Vaterlandsliebe opferten. Aus der sinnberauschten oder betäubten Gattung krystallisirt der geistige Gährungsprozeß Individuen, die ureigenem Denken und Fühlen nach handeln und leiden. Virginia, Thusnelda, die schlaue Clölia schöpfen die Spannkraft, welche ihre Ueberzeugung thatreif macht, aus dem Verstandes- wie Gemüthsleben, sie folgen innerem Impulse, unbestimmt von den Empfindungen der Menge.

Im vorgeschrittenen Civilisationsleben wiederholt sich die dereinstige Erscheinung des Lagerlebens; die Frau steht sozial wieder hinter der Gefechtslinie. Aber wieder nicht unthätig, ja weit weniger passiv, sie schärft die Waffen, hält sie zur Hand, stärkt und ermuthigt die Kämpen, mitunter auch dirigiren sie vielleicht, wie ja die Feldherrn auf dem Schlachtfelde auch außerhalb des Kugelregens und des Bereiches der blanken Waffe sich halten, das Ganze zu leiten, in der Fronte unsichtbar aber alle Glieder lenkend.

Der Enthusiasmus der Frauen war wohl einer der mächtigsten Bahnbrecher des Christenthumes. In der

vollendeten, begeisterten Hingabe an den neu hereinbrechenden Glauben, übten sie auf's Sublimste den ihrem Geschlechte eigenen Heroismus im Entsagen, Dulden, Leiden. Die im üppigsten Wohlleben großgewiegte Römerin entsagt ohne Zögern und Zagen den Genüssen verschwenderischer Pracht, arm zu werden und liebend zu wirken nach dem Beispiele ihres Meisters; die Stolze duldet ohne Seufzen die Verachtung und Verfolgung der einstigen Genossen ihrer Lust und Herrlichkeit, sie leidet ohne Wanken die Gräuel und Schmach des Todes in der Arena, auf dem Rade, dem glühenden Rost, dem flammenden Scheiterhaufen.

Jeder mächtige Impuls zu sozialem Umschwung bringt Begeisterung und in seiner Folge gewaltige Charaktere hervor, nach einem leicht zu erfassenden Naturgesetz. Weit seltener ist jener Enthusiasmus, der sich ohne Anregung von Außen in zäher Ausdauer, in stillem, aber opferfreudigen Wirken kund thut. Er findet sich oft bei den Frauen. Nicht minder, vielleicht mehr noch als die Heldinnen des Glaubens, welche sich durch die Bluttaufe den Glorienschein erworben, sind jene zu bewundern, welche unbehindert in der zusammenbrechenden Kultur, in der Verwilderung immerwährenden Kampfes die heilige Sitte, das ewig Wahre, Schöne, Gute kommenden Geschlechtern gewahrt, gehegt und gepflegt haben, sei es nun in dem düsteren Schatten des Klosters, oder jenem einer immer gefährdeten Häuslichkeit.

Bequemer, weil immer von Außen angeregt und erhalten, hatte es jedenfalls die Begeisterung der Frauen in der Renaissance des Glaubenseifers zur Zeit der Kreuzzüge. Einige der Muthigsten, Unternehmendsten unter ihnen scheuten selbst die vielfachen Fährlichkeiten des Zuges nicht, nur um aus der Ferne die Tempelzinnen von Jerusalem glänzen

zu sehen; die Mehrzahl opferte das Liebste dem heiligen Zwecke. Ihre Beredtsamkeit entflammte den Muth der Männer, spornte ihre Thatkraft, sie schmückten sie für den Todeskampf mit der bunten Schärpe, dem Werk ihrer feinen Finger, und der wehenden Helmzier. Während der Geliebte fern war, das heilige Grab aus den Händen der Ungläubigen zu befreien, saßen sie sittig bei Spindel und Webstuhl, durch eifriges Gebet sein Wirken fördernd, bereit ihm bei der Heimkehr doppelt herrlich zu lohnen. Und kehrte nun der getreue Knappe heim mit der blutgetränkten Schärpe und der geknickten Helmzier, dann nahmen sie diese Reliquien mit in die einsame Klosterzelle, dem Schauplatz unversiegbaren brünstigen Gebetes, oder in die Herrlichkeit des sittigen Brautgemaches.

Weit weltlicheren Beigeschmack hatte schon die Begeisterung, welche die Minnesänger erweckten. Die Bewunderung der Schönen, für die Poesie der Minstrels scheint nicht selten den Wunsch im Hinterhalt gehabt zu haben, ihre Anmuth durch sie weithin gepriesen und verbreitet zu sehen, wie jene der Tapferkeit im Turnier häufig nur dem Sieg der eigenen Farben galt. Der Kunstenthusiasmus der Frauen ist nicht immer selbstlos. Die Huldigungen, welche sie verschwenderisch einem Rubens, Rembrandt, Van Dyck dargebracht, galt nicht allein dem mächtigen Genius des Künstlers in abstractum, sondern dem Pinsel auch, der ihre Schönheit verewigen sollte. Der Bewunderung für Petrarka's Sonette ist häufig einiger Neid gegen Laura beigemischt, und dieser Neid hat eine Fluth von schlechten Liebesgedichten auf dem Gewissen. Doch gab und gibt es auch Leonoren. Wo die Begeisterung für die Kunst sich mit Begeisterung für den Künstler blendete, da allerdings steigerte sich der Enthusiasmus häufig gleichfalls bis zur Immolation des

eigenen Selbst, wovon wohl Stella und Vanessa das peinlichste Beispiel geben. Wird den Frauen im Allgemeinen Objektivität schwer, gestaltet sich ihnen Alles meist unwillkürlich zu Persönlichem, so empfinden und feiern sie an der Person dann doch das Große, Geniale, und begeistern, wenn auch auf indirectem Wege nur ihn. Die Gattin eines Tizian, wie Murillo, ja auch die Fornasina wie die schöne Helene Formann! Nur das Weib des armen großen Dürer vermochte in seiner tiefinneren Gemeinheit nicht über das rein Materielle hinwegzukommen, in der Kunst des Meisters nur die Henne zu sehen, die goldene Eier legt, seinen Schwung zu lähmen, statt zu fördern.

Weit pietätvoller als sie verhielten sich die Gattinen und Angehörigen jener Männer, welche dem Kunstgewerbe angehörend füglich bürgerliche Künstler zu nennen wären. Nicht mit jenem lohnenden Enthusiasmus, dessen Kennzeichen die sieghafte oder opfernde That, sondern mit jenem still innigen, welchen liebevolle Ausdauer charakterisirt, ermuthigten sie den „Herrn“ oder „Vater“ unverdrossen alle Kräfte, und oft ein ganzes Leben dem „Meisterstück“ zu weihen, das noch bis auf Enkel und Urenkel herab den Stolz der Familie bilden sollte.

Der Frau des simplen Bürgers war es Herzensfreude wie Lebenspflicht ihr Haus musterhaft zu bestellen; der Anblick des wohlgefüllten Leinwandschrankes, der reich ausgestatteten Vorrathskammer, schwellte ihre Brust zu allerdings etwas zahmem Enthusiasmus, wie denn eine zarte Jungfrau aus jener Zeit sich an dem Anblick eines Stückes selbst gesponnener, gewebter und gebleichter Leinwand nicht minder begeisterte, als heutzutage eine junge Pensionärin an Heyse's Thekla.

Die Frau des reichen Kaufherrn suchte Freude und Glück in solider wie stolzer Pracht, die Befriedigung ihres Ehrgeizes darin, die hochmüthige Edeldame zu überstrahlen, zu demüthigen. Mit wahrer Begeisterung scheute sie keine Anstrengung zu diesem Zwecke.

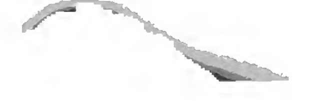
Ueberhaupt ward die Begeisterung immer selbstischer, dem eigenen Ich und seinen persönlichen Zwecken geweiht. Glanz, Pracht, Macht in ihrem hohlen Schein war ihr Ziel, statt Heroismus Intrigue ihr Mittel, häufig die Schmach ihr Preis. Beinahe klingt es wie Hohn, da von Enthusiasmus zu sprechen, den wir gewohnt sind, immer nur als Himmelstochter zu betrachten; doch wenn wir die Konzentrirung aller Wünsche, Kräfte, Fähigkeiten nach nur einem Ziele in wahrhaft hochgespannten Fanatismus, der von nichts Anderem wissen will, nichts Anderes anerkennt, so nennen müssen, so müssen wir ihn auch den regierenden wie ambitionirenden Schönheiten der großen und kleinen Höfe zuerkennen. Auch jene Damen, welche enthusiastisch in Geist machten, waren wohl zumeist durch Eitelkeit gespornt. Das Hotel Rambouillet, die Freundinnen der Encyklopädisten, ja selbst die Dichterin der Corinna dürften wohl in dieser ihren Stimulus besessen haben und selbst cisrhenanisch, wenn auch nüchterner und solider gefärbt, dürfte die Begeisterung für Wolf, Leibnitz &c. einigen Beigeschmack davon haben.

Wie ein Gewitter die Atmosphäre von mephitischen Dünsten reinigt, so auch eine auf ideellen Impuls erfolgte soziale Umwälzung die Gesellschaft. Das Kleinliche, Selbstische verschwindet vor der vollendeten, begeisterten Hingabe an die Idee. Die Revolution bewies dies wieder. Die Pompadour und Dubarry, die fanatischen Repräsentantinnen frechster Verderbtheit, waren mit ihrem großen Gefolge im

Nu hinweggeschwemmt, Platz zu machen für die Heldinnen der Vendée, die stoischen Dulderinnen in der Conciergerie, einer Marie Roland und Charlotte Corday.

Auch in Deutschland ward unter den Frauen der Umschwung alsbald fühlbar, durch den Befreiungskrieg vollendet. Dem Versumpfen in nachgeahmter Frivolität, wie eigener kleinbürgerlicher Beschränktheit war ein Ende gemacht durch die mächtig hereinbrechende neue Strömung. Alles Sinnen, Denken, Fühlen konzentrirte sich in begeistertem Patriotismus. Es wimmelte allenthalben von Thusnelden. Wieder entfachten die Frauen den Kampfesmuth der Männer, richteten sie auf zum Zuge gegen den Bedrücker, brachten bereitwillig ihr Lebensglück zum Opfer, hielten den Sieg nicht zu theuer erkauft durch ein einsames, verödetes, nur der Erinnerung geweihtes Leben. Der Glaube hatte schon aufgehört der Balsam für alle Schmerzen zu sein.

Vom Heroismus erholte man sich in der Empfindsamkeit. Die hinreißende Ueberschwänglichkeit Jean Pauls, Schleiermachers romantisch nüchtern-mystische Religiosität, der Schlegel glühende Nebulosität, der Schwung der Romantiker, der gefährliche Zauber des Werther, all' das vereinte sich, das Gefühlsleben bis auf's Aeußerste zu steigern. Begeisterte Freundschaft, Liebe war zum wahren und absichtlichen Kult geworden. Selbstverständlich waren wieder die Frauen die Fahnenträger dieser Richtung, sie zehrten sich auf im Gefühlsluxus. Dem wirklich Schönen, Edlen, das dieser Zug gefördert, wozu vor Allem die echten, bewährten Freundschaftsbündnisse gehören, steht wohl viel Abgeschmacktes zur Seite. Empfindelei wurde die Karrikatur innigen Empfindens, die Gefühlbegeisterung immer weniger naturwarm und mehr gekünstelt, bis mit dem Realismus ein Rückschlag eintrat.



Durch alle Zeiten zieht sich, ein bunt schmückender Faden, diese schöne, adelige Begeisterungsfähigkeit der Frauen. Unter den verschiedensten Umständen bethätigen sie in der verschiedenartigsten Weise ihren Enthusiasmus mit alles Andere verleugnendem Heroismus, der meist in einem mehr innerlichen Martyrium seinen Ausdruck findet, und jenen auch der Zeit aufprägt.

Und zeichnet die Frauen, welche bestimmt sind, das neunzehnte Jahrhundert zu charakterisiren, nicht auch ein eigenthümlicher Enthusiasmus aus?

O ja, aber die Märtyrerinnen des neunzehnten Jahrhunderts erfordern einen eigenen Abschnitt.

Enthusiastinnen und Märtyrerinnen des 19. Jahrhunderts.

Die beste Philosophie ist die praktische, die es versteht, aus der Noth eine Tugend, das Lästige, Unbequeme dem Angenehmen dienstbar zu machen. Wenn der Frost starre Blumen an unsere Fensterscheiben malt, die kahlen Bäume mit unheimlich glitzernden Krystallen umkleidet, den Boden aufseufzen läßt unter dem schwebendsten Schritt und Tritt und den duftigsten Athem zu blauen Dampfwölkchen kondensirt, dann ist es vergeblich, in neidischer Sehnsucht an die Orangenwälder Nizza's, den tiefblau gesättigten Himmel Palermo's und den intensiven Sonnenkuß zu Cairo zu denken, und zehnmal klüger, mit oder ohne Schlittschuhen nach dem Stadtparkteich zu wandern und dort dem spröden Winter

auch ein Vergnügen abzuringen, abzuzwingen. Auch ohne Schlittschuhe, wenn man nicht aktiv, sondern nur passiv an dem Eisvergnügen Theil nimmt, findet man Unterhaltung genug, wie denn überhaupt der Beobachter zumeist den besten Theil erwählt. Als ich an einem der ersten Tage dieses jungen Jahres in dieser Rolle an der Eisbahn stand, war mir das Geschick besonders hold und günstig, es erfreute nicht allein mein Auge durch die anmuthigsten Verschlingungen der Laufenden auf der glatten Fläche, sondern auch meine frierenden Ohren durch das Gespräch zweier gleichfalls beobachtenden Damen, welches zu belauschen ich zu meines Herzens Trost und Freude indiskret genug war.

Hätten doch mit mir gelauscht Alle, die da in düsterem Chorus jammern: „Das Verderben unserer Zeit ist der Mangel an Autoritätsglauben, der Mangel an jenem Enthusiasmus, der eifrig gerne Opfer bringt, ohne erst um ihre vernünftige Begründung besorgt zu sein, der in seiner Ueberzeugungstüchtigkeit im Martyrium schwelgt.“ O, hätten sie doch mit mir gelauscht, ihr Pessimismus wäre vielleicht mit dem meinen geheilt worden.

Allerdings hätte man Lust, in die Jeremiade einzustimmen, wenn man die allzu lebhafte Bethätigung des Spruches „Jeder für sich selbst und Gott für uns Alle“ ins Auge faßt, und die heillose Konfusion betrachtet in unseren verschiedenen kleinen wie großen Versammlungen, in denen es meist so viel Parteien als Mitglieder gibt, und es genügt, wenn ein Parteiführer Erfolge erringt, um ihm sogleich aus seinen eigenen Reihen eine Opposition erstehen zu lassen, wenn nicht die Frauen hier, wie so oft, wieder der Hort einer momentan außer Cours gesetzten Vortrefflichkeit wären.

— Meine Melanie läuft schon recht hübsch, bemerkte eine behaglich in Sammt und Pelz gehüllte Dame zu ihrer Nachbarin, nach einem hübschen jungen Mädchen blickend, das eben mit einer kühnen Schwenkung an uns vorüber bog — die arme Hortense dagegen ist durch ihr Unwohlsein ein wenig zurückgeblieben. Wir fürchteten in der That schon den Typhus und hielten ein Consilium, ihre kräftige Natur hat sich aber wieder herausgearbeitet. Hortense — zu dem eben heranschwebenden Fräulein — wie fühlst Du Dich, mein liebes Kind?

— Es ist köstlich, Mama! Nur wieder dies abscheuliche Ohrenstechen!

— Kein Wunder — warf die andere Dame ein — das hoch aufgestrichene Haar legt die Ohren ganz dem scharfen Winde frei. Es brennt keine Kohle so heiß ꝛc., wird man bald darauf singen können, und wirklich glühen die zarten Muscheln im tiefsten Rosenroth.

— Ach ja, liebe Baronin, die Mode ist recht unzweckmäßig für den Winter, aber was will man thun? Wollte man das Haar herabstreichen, man sähe aus wie aus dem vorigen Jahrhundert. Hu! und wie ein Pfeil vom Bogen schnellte die Niedliche vom Ufer ab.

— Auch ich — nahm die Baronin, welche im Alter des juste Milien zwischen ihrer Nachbarin und deren Töchtern halten mochte, das Gespräch auf — leide diesen Winter wohl doppelt so oft an meiner bösen Migräne. Das hinaufgekämmte Haar! und ich bin so empfindlich im Nacken. Mein Arzt hat mir das sehr hübsch erklärt, das Gehirn entsendet seine Nervenbündel durch die Nackenwirbel in das Rückgrat, deßhalb ist die Stelle sehr empfindlich. So oft ich nun ausgehe, werde ich recht unangenehm an diese ungeschickt

placirten Nervenbündel gemahnt, ich fühle ordentlich den schmerzenden Strang.

— Meine Melanie wieder leidet beinahe kontinuirlich an Zahnschmerz; doch hat es nicht viel zu sagen, es sind nur Stockzähne, die man nicht sieht. Der Dentiste zieht auch gegen unsere Haartrachten zu Felde. Als ob man dagegen etwas thun könnte! Diese guten Leute meinen, Einen terrorisiren zu können und entbehren dabei noch gar häufig jeglicher Manier. Z. B. auch mein Hausarzt! Nun, er hat mir und den Kindern schon ein paarmal das Leben gerettet, und da er so außerordentlich ist, unsere Konstitutionen schon kennt und man doch wieder einmal ernstlich krank werden und ihn brauchen könnte, vergebe ich ihm Manches und mache gute Miene zum bösen Spiel. Neulich jedoch trieb er es beinahe gar zu arg; meine Melanie trat zum Ausgehen gekleidet ins Zimmer und der Doktor rief ihr in seiner derben Weise entgegen: „Nun weiß ich doch, wo sie den Ansatz zu einem falschen Blick herhaben, den ich jüngst an Ihnen entdeckte; wenn Sie diesen sammtenen Dessert-Teller so auf die Nasenwurzel gestülpt tragen, müssen Sie ja nothgedrungen schielen, um nur etwas sehen zu können!“

— Diese Leute entbehren doch wirklich aller Bildung!

— Der feineren gewiß! Meine Melanie einen Dessert-Teller! Aber das Mädchen hat Esprit, es antwortete sogleich voll Aplomb: „Herr Doktor, höchstens, wenn ich krank bin, unterliege ich Ihrer Kontrole, sonst muß ich dafür danken“, und mit einer prächtigen Verbeugung wandte sie sich weg. Was Tournure anbelangt, muß ich gestehen, bin ich mit meinen Mädchen recht zufrieden, sie beschämen an Aplomp manche Matrone. Das Repräsentiren ist doch eine Hauptsache. Man kann nicht früh genug mit dem Erziehen an-

fangen, ich darf mir das Zeugniß geben, nichts dabei versäumt zu haben. Wie alt ist ihre Marie, liebe Baronin?

— Bald schon sechs Jahre.

— Da ist es hohe Zeit, gar nicht mehr zu säumen. Ich habe meine Mädchen schon mit vier Jahren in die Hände der Bellon gelegt. Sie sehen das Resultat. Legationsrath v. W. versichert, er habe in Paris keine anmuthigere Tänzerin gesehen als Hortense, und Melanie hat die reichste Tonleiter von Verbeugungen, und wie viele Schattirungen gibt es da! Als ganz kleines Mädchen schon ließ sie die Puppe liegen und machte vor meinem Ankleidespiegel Pas und Komplimente, ich darf sagen, sie hat für jede Situation im Leben eine passende Verbeugung, als Adolescentin übte ich ihre Phantasie dabei. Wie ungeschlacht kam einst ein junges Mädchen auf den ersten Ball, jetzt sind sie schon ganz routinirt durch die Kinderbälle. Die Erziehung macht wohl viele Sorgen, doch wird man auch durch manche Freude reich belohnt.

— Sie sind es wirklich, liebe Freundin! Ihre Töchter sind das Muster der Wohlerzogenheit!

— Mein Streben geht nur darnach, meine Mädchen einfach und häuslich zu erziehen. Es wird, wie Sie wissen, Alles bei mir zu Hause gemacht, meine Mädchen sind wirklich eben so fleißig als geschickt. Sie arbeiten mit unermüdlichem Eifer und haben ihre Nähmaschinen schon tüchtig abgenützt, was ich Papa immer zu hören gebe, wenn er (die Männer verstehen so gar nicht) über großen Luxus und riesige Ausgaben jammert. Als müßte man nicht schon, um ihnen Ehre zu machen, auf das Haus und die Toilette sehen! Ich bringe ihm da manches Opfer, komme manchmal den ganzen Tag aus dem Sorgen und Denken nicht heraus!

— Sie werden doch schon dabei von ihren Töchtern unterstützt! Bis meine Marie herangewachsen lastet Alles auf mir allein. Ich sage meinem Manne oft, in der Führung und Haltung des Hauses erkennt man am Besten die Liebe zum Gatten, wenn ich es glänzend zu führen und zu gestalten suche, dem Zeiterforderniß zu genügen, so ist es, damit alle Welt sieht, wie sehr ich Dich liebe. Ach, was hilft das Reden, die Männer verstehen uns doch nicht, Dulden und Leiden ist unser Loos.

— Glauben Sie meiner Erfahrung, man thut am Klügsten zu all' dem Unsinn zu schweigen und ruhig weiter zu handeln, zuletzt siegt und überzeugt die gute Sache doch. Mein Mann war nämlich ganz zerknirscht, als ich ihm eine Rechnung der Francine zeigte und dabei darauf hinwies, wie viel meine Mädchen durch ihren Fleiß ersparen. Er war so gerührt darüber, daß er ihnen eine recht hübsche Extra-Anweisung für den Karneval gab. Die guten Kinder haben nun wieder alle Hände voll zu thun. Man wird nie fertig! Kaum ist jetzt zur Noth die Wintertoilette versorgt, so heißt es schon wieder an Bälle denken. Wir haben einen so weiten Kreis von Bekannten, und müssen daher so viel mitmachen. Es ist ein wahres Studium, man muß doch immer anders und passend erscheinen. Es ist meine schwerste Zeit, der Karneval! Wirklich anstrengend, es wäre kaum zu ertragen mit dem vielen Nachtwachen, wenn man nicht immer die Kinder und ihr Wohl im Auge hätte. Beide Mädchen sind recht sinnig im Ausputz, Melanie hat darin eine wahrhaft brillante Phantasie, Hortense mehr Poesie.

— Ich studire schon emsig auf originelle Toiletten. Diese Theaterprinzessinnen überbieten Alles!

— Besuchen wir einen Ball, auf welchem viel extravaganter Pomp zu erwarten ist, so kleide ich meine Mädchen ganz duftig einfach, mehr poetisch, mädchenhaft; bei einem Feste einfacheren Styles dagegen müssen sie brillanter auftreten. Coupiren ist die Hauptsache. Haben Sie schon die neueste Nummer des Journal des demoiselles gesehen?

— Ja, und Manches daraus benützt. Die engen kurzen Kleider! wie lachte ich darüber und verschwor je Aehnliches zu tragen, wenn ich in Großmama's Bibliothek Illustrationen zu Lafontaine und Kotzebue aufstöberte. Ich fand es abscheulich, aufrichtig gesagt, ich finde es immer noch gar nicht hübsch, aber was will man machen, man trägt es allgemein. Eduard hadert mit Feuer und Schwert wider diese Sünde gegen die Aesthetik, ich gebe ihm Recht, erkläre ihm aber zugleich, daß ich, um nicht aufzufallen, meinen Schönheitssinn zum Opfer bringen muß. Es ist ärgerlich, aber da hilft kein Widerstreben, man muß seine Eitelkeit zum Opfer bringen, kann auch nicht Gefahr laufen, wie ein veraltetes Modejournal auszusehen. Alles auffallende Wesen verletzt mich als unweiblich, lieber mit den Wölfen heulen.

— Wie Vieles muß man doch im Leben! Wenn Jedes seinem Kopfe folgen wollte, wir hätten bald eine neue Auflage vom Thurmbau von Babel. Man darf sich nicht beirren lassen, das Journal des demoiselles ist sicher die beste Autorität, meine Töchter folgen ihm unbedingt. Es ist wirklich enorm, was man jetzt bei dem raschen Wechsel der Moden fortwährend zu denken und zu thun hat, wir haben, obwohl die Stubenmädchen Alles zur Hand richten, und trotz der Nähmaschine in einemfort damit zu thun. Meine Mädchen arbeiten oft den ganzen Tag, die Visitenzeit natürlich ausgenommen, bis zum Theater, der Soiree.

Doch habe ich sie, zwar mit vielen Opfern, aber dem Himmel sei Dank, so erzogen, daß sie ihren Berufspflichten freudig obliegen. Sie sind unverdrossen, wie unermüdlich thätig, und bringen ohne Klagen manches Vergnügen zum Opfer; sie haben z. B. seit dem Sommer kein Buch in der Hand gehabt. Die Häuslichkeit, sage ich immer, ist an einem Mädchen das Wichtigste; was hat ein Mann an einer gelehrten Frau, einem Blaustrumpf?

— An einer Ihrer Töchter gewinnt jeder Mann einen Schatz. Ich muß Sie wirklich um den Schnitt dieser Schärpe bitten, die sich so anmuthig in einem Knoten nach hinten verschlingt.

— Sie sollen sie haben, sie ist nach einem Modelle der Francine direkt aus Paris. Melanie soll Ihnen auch die Schwenkung beim Niedersetzen zeigen, die nothwendig ist, um den Knoten nicht dabei zu verknütten. Sie hat ein paar Tage daran studirt. Ja, die Lektüre ist für ein häusliches Mädchen zu zeitraubend, ich sehe nur darauf, daß die Musik ordentlich betrieben wird, das darf auch während des Faschings-Troubles nicht vernachlässigt werden. Meine Hortense wird während der Fastenzeit öfter in der ** Kirche singen, sie hat den Alt-, Komtesse C. den Sopranpart übernommen. Ich halte bei unserem Geschlecht viel auf Religiosität und die ** Kirche ist doch die eleganteste. Mein Mann hat noch so altfränkische Ansichten von der Oeffentlichkeit, aber ich sage immer, „nur zur Ehre des Höchsten, sieh die Aristokratie an, die thut es auch.“ Hortense steht jetzt täglich eine Stunde früher auf, Skalen zu singen. Müssen die Frauen auch heutzutage vor Allem praktisch sein, so darf darum doch der Sinn für das Höhere in ihnen

nicht ersterben. Ich darf mir wohl das Zeugniß geben, ein Beispiel dafür zu sein,

Auch ich! Ich habe mir unter dem Thor des Musikvereines einen Katarrh geholt, nur um Rubinstein beim Einsteigen noch einmal zu sehen! Wie arm wäre das Leben, ohne die Kunst! Ich habe den Satz so lange verfochten, bis mir Eduard eine Loge im Opernhause gemiethet. Er hat zwar, wie er behauptet, dafür ein Pferd hergeben müssen, das er bei Custozza geritten, aber der Kunst muß man Opfer bringen können, was ist eine unbethätigte Begeisterung.

— Sieh' da, Hortense und Melanie schnallen schon ihre Schlittschuhe ab! Ein Bischen Shopping wäre nun nicht übel. Kommen Sie mit?

— Jedenfalls, obwohl ich wieder diesen unleidlichen Schmerz aus dem Nacken gegen den Kopf emporsteigen fühle, aber es ist keine Zeit mehr zu verlieren, die drei Könige aus dem Morgenland werden gleich ihre Aufforderung zum Tanze ergehen lassen. Warum doch diese albernen Nervenbündel so ungeschickt blosgelegt placirt sind?

Damit entfernten sich die Damen aus meiner Nachbarschaft. Apage Satanas! rief ich dem Pessimismus zu, der mich auf meinem Hinweg begleitet hatte. Noch gibt es Enthusiasmus, Aufopferung, wachgerufen durch die Autorität. Um sie bildet das zarte Geschlecht eine eiserne Phalanx, ein Corps von der straffsten Disziplin, dem phanatischesten Ueberzeugungseifer! Auf ihren Wink erleiden sie mit Enthusiasmus ein Martyrium. Und welche Autorität ist es, die tausend und aber tausend der schärfst ausgeprägten Individualitäten nivellirend beherrscht, die lebhafte Französin, wie die sinnige Deutsche, die rationelle Engländerin, wie die exaltirte Polin, die apathische Russin, wie die feurige Italienerin

beugt, selbst die freiheitsstolzen Yankee-Ladies fügsam macht und die feurigen Kreolinen begeistert, alle mit opferfreudiger Begeisterung beseelend? Wo ist die Heimatsstätte dieser wunderbaren Macht, wo ihr Reich, wie ihr Name?

Ihre Wiege steht an der Seine, ihr Reich ist die elegante Frauenwelt, ihr Name: Mode.

Von den Höflichen.

Jacta est alea! rief der heute besonders widerborstig gelaunte Freund Berthold, als, einem energischen Druck seines Daumens weichend, der Propf sich mit einer stattlichen Detonation dem Halse der Veuve Cliquot entwand. Aber ach, der Pfeil war nicht sonderlich glücklich abgeschnellt, er traf den Dritten in unserem engen Kreise um das Marmortischchen, Rath Wernau, mitten in die Stirne.

— Fein höflich, fein höflich! sagte der Betroffene, ohne die Stimme über die gewöhnliche sanfte Tonart zu erheben, den silbern dekorirten Kork zierlich auf der Tischplatte deponirend.

— Pardon, rief gleichzeitig Berthold, fügte aber sogleich hinzu — verlange vom Weine nicht Höflichkeit, er ist ein viel zu ehrlicher Geselle. In vino veritas.

— Und seit wann — lautete die Entgegnung, ist die Welt so trübselig beschaffen, daß Höflichkeit und Ehrlichkeit nicht mehr Hand in Hand gehen sollten, Berthold? Nein, die Höflichkeit ist die Blume der Gesittung, wie der Champagner des Weines.

— Ein Pereat der Höflichkeit, stieß Berthold heraus, während er bemüht war, mit Anstrengung seiner Luftpumpe eine widerspänstige Cigarre in Zug zu bringen.

Die F.'sche Weinstube war der Schauplatz dieses kleinen Vorfalles, sie war schon ziemlich geleert, wir konnten daher in unserer Ecke traulich und ungenirt plaudern. Es war ziemlich lange, wohl eine Reihe von Jahren her, daß wir so beisammen gesessen. Dagegen waren wir in unserer Kindheit und Adolescenz wohl tagtäglich beisammen gewesen; Wernau, obwohl unser Senior, hatte immer mit uns gehalten auf dem Gymnasium wie daheim. Später hatte uns das Leben nach verschiedenen Richtungen verweht, treffen wir aber hier und da zusammen, so ist es uns allen Herzensfreude. Geschäfte führten beide Freunde zufällig gleichzeitig hierher. Wernau nimmt nach Verdienst, bei noch ziemlich jungen Jahren eine hübsche Stellung im Beamtenstande ein. Berthold ist ein tüchtiger Künstler geworden, namentlich um seiner Bildnisse willen berühmt. Er ist ein Zugvogel, immer auf der Wanderung durch ganz Europa. Bald an irgend einem Hofe chopirt, bald in der Campagna, den Knappsack am Rücken, Studien machend, oder in einem der lärmenden Ateliers am Monte Pincio in toller Ungebundenheit zugleich jubilirend und arbeitend. Trotz einiger unvermeidlicher Hausorden und üppigem Vollbarte immer noch ein wilder Bruder Studio, der besonders nach einigen der Etiquette geopferten Stunden das Bedürfniß fühlte, die Glacé-Handschuhe mit Fracas über Bord zu werfen. Er kam eben von einer steifen Soirée.

Endlich brannte die Cigarre, Berthold holte tief Athem und fuhr fort:

— Ich hasse diese Blume der Gesittung, die Höflichkeit, schon von Kindesbeinen an. Das habe ich schon von der ebenso trefflichen als klugen Frau, meiner Großmutter her. Höflich sein ward mir an der Wiege als erste und

wichtigste Menschenpflicht gesungen; mein Vater, der von Leibnitz's Skrupeln über eine Kausalverbindung zwischen der materiellen und unmateriellen Welt durchaus nicht angekränkelt war, bläute mir diesen kostbaren Glaubensartikel häufig sehr fühlbar ein. Ihr mögt denken, daß dieß nicht der sicherste Weg war, der Höflichkeit meine junge Liebe zu gewinnen und daran meine Wonne ermessen, als einst auf mehrwöchentlichen Besuch bei meiner Großmutter, vor der auch Papa großen Respekt hatte, die alte Frau sich gelegentlich vernehmen ließ: „Ich mag die vielhöflichen Leute nicht gut leiden; blutselten nur steckt was Rechtes hinter dem abgezirkelten Wesen und dem Flatusenwerk; echte Herzlichkeit und wahres Wohlwollen braucht all' den Krimskrams nicht!" Gute Großmutter, wie oft habe ich doch schon an Deinen Ausspruch gedacht und Deinem schlichten, geraden Sinn im Grunde meines Herzens Recht gegeben, wenn ich mir „die viel höflichen Leut" betrachtet habe. Nein, ein Pereat der Blume der Gesittung und ein Vivat dieser prächtigen Cliquot!

— Welch' unverbesserlicher Brausekopf Du doch allezeit bleibst — Berthold — sagte der Rath, sein Glas nach munterem Anklingen niederstellend — Du verschüttest immer das Kind mit dem Bade, als ob die Höflichkeit nicht eben der Ausdruck des Wohlwollens wäre.

— Sein Ausdruck! Nicht einmal sein Surrogat! wie man etwa, wenn der Mokka ausgeht, bei schlechtem Geschmack aus Feigen und Gerste Kaffee braut. Nicht einmal Feigenkaffee, fähig kleine Kinder zu täuschen, ist dieser Dein Liebling. Es ist nur eine Schminke, die am dicksten aufträgt, wer am meisten zu verbergen hat.

— Wenn Häßliches übermalt wird — warf ich ein — hat es unser ästhetischer Sinn immer zu danken.

— Dieser Satz, bis in die äußerste Konsequenz verfolgt, gäbe eine hübsche Moral. Uebrigens birgt die Schminke dem kundigen Auge nichts, sie ist nur da anstandshalber, und Dank ihr, gemahnt mich die ganze Sozietät in ihrer Stereotypität häufig an den Chor irgend einer Winkelbühne, wo Mann für Mann ohne Berücksichtigung seiner Züge, seines ganzen Habitus gleichmäßig angestrichen ist. Doch nein, wie an den Knöpfen den Mandarin, kann man an der Höflichkeit Rang und Stand des Europäers, ganz besonders des Deutschen erkennen. Ich habe da speziell Studien gemacht, mein Beruf bietet mir Gelegenheit genug dazu. Wenn ich gewisse Räume betrete, weiß ich, Dank Deiner Originalität nivellirenden Blume der Gesittung, schon zum voraus, was mir widerfahren wird. Z. B. ich habe das Bildniß irgend einer Fürstin zu machen. Zuerst nimmt mich die Kammerfrau in Empfang, mit der Versicherung, die Hoheit werde sogleich bereit sein, eile sich um meiner kostbaren Zeit willen. Es ist das die zuckersüßeste Höflichkeit, die in ihrem Honigseim ein mixtum compositum von Devotheit und Herablassung birgt. Im Salon harrt nebst der Staffelei auch noch die Hofdame, sie fängt unfehlbar sogleich mit großem Eifer von Rom, dem Kolosseum, den schönen Albanerinnen an, während sie in den Hof hinablorgnirt nach einem der Adjutanten, der sein Pferd courbettirt. Endlich kommt die Hoheit selbst, auf die erste Phrase der Anerkennung folgt eine Fluth von Fragen über den Gang einer Studie, den Stand der Kunst, ihre einstige Blüthe &c. Man möchte um der Athemverschwendung willen an die Aufrichtigkeit des Interesses glauben, wenn ihre Hast nur einen Zwischenraum

zur Antwort ließe, und athmet auf, wenn die allerhöchsten Lippen vor der Staffelei ein etwas stereotyp huldreich majestätisches Lächeln schließt. Und regelmäßig immer derselbe Tanz, wenn noch je eine Ausnahme eintritt, so ist es in letzter, höchster Instanz.

— Sonderbarer Schwärmer, wenn Du noch an Höfen und Höfchen Originalität suchst!

— Ach, bester Freund, diese konventionelle Liebenswürdigkeit, die nach abgestandenem Wasser schmeckt und statt zu erfrischen, erschlafft, geht durch alle Stände in Euerem wohltemperirten Deutschland. Sie hat sogar unseren geheiligt freien Stand schon verpestet. Ich habe Menschen gesehen, die ich einst als Künstler gekannt, und die nun, nur Dank wieder dieser Blume der Gesittung, nur mehr Galerie-Direktoren oder Akademie-Professoren sind. Sie haben mit ihrem Bart ihre Phantasie beschnitten. Kommt ihnen doch noch hie und da eine Idee, so wird sie mühselig abgezirkelt, damit nur ja nirgend eine unhöfliche Kante, ein genialer Schwung, der die Regel der Konventionalität verletzt, merkbar werde. Sie malen mit Glacé-Handschuhen und fürchten sich vor der Farbe; nirgend mehr pastiose Lichter, Alles lasirt und grau in grau gedämpft. Solch' ein höflicher, bebänderter Herr findet den Rubens in seinem stillen Herzen einen unverschämten Flegel mit seinen mastigen und lebenswarmen Figuren, und flötet auf's Zarteste einen Bannfluch gegen den Realismus unserer Tage, während er einem Vertreter desselben die schönsten Komplimente sagt, ihn über sein Streben und Wirken mit Höflichkeiten überschüttet, um ihn hinterrücks herabzureißen. Vor Allem die Rede eines Künstlers sollte immer frank und frei sein!

— Lieber Berthold, wenn nur acht Tage lang Jedermann frank und frei sprechen würde, schob der Rath dem animirten Künstler ein, ohne den von Dir so verpönten Regulator Höflichkeit zu Rathe zu ziehen, Du würdest selbst nach dieser Kulturblüthe Verlangen tragen, und des lieben Friedens willen auf das Urwüchsige gerne verzichten.

— Nun ja, wenn Du mir nur zugibst, daß sie nicht der Ausdruck des Wohlwollens, sondern eine Maske an Stelle desselben ist. Mir wird immer bange, wenn Jemand so sonderlich höflich ist. Zieht ein sehr junges Mädchen diese Saiten auf, so gilt es gewiß eine Zeichnung in ein Album; bei einer eleganten Dame gilt es den Entwurf zu einem phantastischen, noch nie dagewesenen Kostüm zum Maskenball, bei einer frommen, eine Skizze zu einer Verlosung zu wohlthätigem Zweck. Die Höflichkeit ist zumeist nur die Zange, mit der man die Kastanien aus dem Feuer holt. Mittel zum Zweck, nicht Selbstzweck. Bester Wernau, sieh' nur selbst in Deinen eigenen Stand. Nicht wahr, Deine Subalternbeamten haben für ihre Untergebenen wieder, oder gar die unglücklichen Parteien, welche mit ihnen zu verhandeln haben, gar wenig von dieser holden Kulturblüthe zur Hand, während sie augenblicklich üppig blüht, wenn Du hereintrittst, und zu einer wahren Victoria Regia erwächst, wenn sich nur von ferne der Rockschoß eines Ministers erblicken läßt. Wohlwollen aus Opportunität! Wie höflich wird der arrogante Geldmensch, wenn er auf einen noch reicheren trifft, wie geschmeidig katzenbuckelt das Verdienst vor Leuten, die es sonst tugendlich mißachtet, wenn es ein Bändchen ins Knopfloch gilt. Und nun gar erst die Höflichkeit der Frauen! davor bewahre einem der Himmel gnädiglich! Sie sind nur höflich, wo sie gleichgiltig sind oder

hassen. Wehe, wenn ein geliebtes Wesen beginnt höflich zu sein, da sind die schlimmsten Launen ein besseres Zeichen, da ist der Bruch vor der Thüre und alle Liebesmühe, die den wildesten Sturm beschworen hätte, verloren. Oder gar, wenn die süßen Geschöpfe einander gegenseitig mit Höflichkeiten überschütten, kein Ende finden an Gemeinplätzen und Flatusenwerk, wie es meine Großmutter nannte, dann kann man Gift darauf nehmen, daß sie einander spinnefeind, und in Putz oder Liebe Rivalen auf Leben und Tod sind. Diese Kulturblüthe hat meist einen recht bitteren Nachgeschmack. Pah, lieber, gekränkter Freund, ich kann kein Wohlgefallen an diesen zierlichen Sprüngen und Entre-chats finden, Produkte einer Dressur, die wir, wie der Pudel die seine vergessen, sobald wir aus dem Bereich des drohenden Stockes oder des lohnenden Bratens sind.

— Du hast immer nur die Karrikatur im Auge.

— Das ist das richtige Wort — stürmte sogleich wieder der erhitzte Berthold (vielleicht war eine Dame eben zu höflich gegen ihn gewesen) drein — die Höflichkeit ist die Karrikatur des Wohlwollens der Herzlichkeit. Bei allen Menschen gleich, weil bei allen Lüge, Maske!

— Doch erinnere ich mich aus einigen Deiner ersten flüchtigen Reisebriefe, daß Dir jenseits der Alpen eben die Höflichkeit, die durch alle Stände geht, so gar wohl gefiel. Wie reimt sich das mit Deiner kopfscheuen Antipathie gegen diese gesellige Tugend?

— Ganz wohl. Bei den romanischen Völkern ist das etwas ganz Anderes. Bei ihnen ist es Formensinn, angeborene Grazie des Ausdruckes. Der Romane ist gewiß eben so oft, wo nicht viel öfter falsch dabei, aber er handhabt die Formen unbewußt, mit spielender Anmuth. Die Komödie

ist so hübsch, daß man sich die Illusion gefallen läßt; aber der Deutsche spielt schlecht, plump, im Schweiße seines Angesichtes vergeblich und anmuthlos zappelnd. Darum fühlen wir uns auch in den romanischen Sprachen nie gänzlich heimlich, wir können durch sie das in uns liegende grobkörnige Element nicht zur Geltung bringen, müssen einen Theil, gerade den kräftigsten unseres Ich gezwungenermaßen verschlucken, in Groll wie vielleicht auch Liebe. Wenn ich, den Straßburger Dom im Rücken, die Kehler Brücke passire, versucht sich meine Zunge immer in ein paar Kernausdrücken, als hätten die blauen Rheinwogen ihr ein Brevet für biedere Derbheit ertheilt. Da ist's im Englischen schon behaglicher, die Sprache hat einen prächtigen und bravbenützten Box-Apparat. John Bull spricht eine Sprache, in der wir nichts missen können. Der Deutsche kann nur herzlich oder grob sein, darum bleibe er ehrlich bei dem Einen oder Andern, zur Höflichkeit hat er kein Talent, darum lasse er es sein.

Schon drehten die Aufwärter die Gasflammen nieder, wir erhoben uns, der erboste Berthold nur widerwillig. Einen Augenblick noch hielt er das Kelchglas nachdenklich in der Hand, er mochte in seinem Grimme auch zuletzt noch an eine höfliche Schöne denken, denn er brachte es an die Lippen nochmals mit dem wiederholten Ruf: Ein Pereat der Höflichkeit.

Von den Photographien.

„Die Sonne bringt es an den Tag.“ Wer da glaubt, in seiner Photographie nur seinen äußern Menschen abspiegeln zu lassen, liegt arg im Irrthum, solch' eine kleine

Visitkarte enthält ganz getreulich auch mit dem physischen Steckbrief einen geistigen und moralischen. Ehemals war ein Bildniß die Darstellung der Auffassung, welche ein Künstler von einer Persönlichkeit gewann; er idealisirte oder pfuschte an derselben, unwillkürlich that er etwas hinzu oder hinweg, aber die Photographie ist ganz matter of fact. Dieser Naturselbstdruck ist so subtil wie scharf, daß er hunderterlei Momente und Charakteristikons ausprägt, die das Original ahnungslos mit sich herumträgt, an denen man unzählige Male vorübergegangen ohne sie zu bemerken, die aber nun die Sonne unwiderleglich und unübersehbar an den Tag gebracht.

Wer beabsichtigt, sich einen tüchtigen Fond an Menschenkenntniß anzulegen, der vernachlässige das Studium der Albums nicht, sie enthalten auf jedem Blatt kostbares Material, man kann da in einer Viertelstunde auf kurzweiligste Art einen lehrreichen Kurs durchmachen. Nicht selten widerfährt es mir, von einer Person, mit der ich schon länger verkehrt, nur einen unpräzisirten Eindruck mit mir herumzutragen, plötzlich beim Anblick ihrer Photographie gestaltet er sich und wird zum Urtheil. Zu solchem Zwecke sind eigentlich die ersten, weniger guten Bilder, die naiven Anfänge der Photographie, die Anfänger unter den Photographen wie Photographirten die besten. Ehe noch Erfahrung und kunstsinniges Arrangement die Unbefangenheit vergiftet und jedes sich hinstellte nach eigenem Gutdünken und Ermessen, da war solch' ein Bildchen zehn Jahre der genauesten Bekanntschaft und sechs Bände Tagebücher und Bekenntnisse werth, denn es bekannte gar Mancherlei, dem Betreffenden selbst Unbekanntes.

Und wie leicht ist es solche Studien zu machen! Man braucht nicht einmal Albums zu durchblättern und Kunsthandlungen zu belagern, jede Straßenecke beinahe bietet in irgend einem Auslagrahmen ein Fülle Stoff. Welch' ungeheuerer Reichthum an Nuancen in diesen Schaukästen. Wenn man jene am Kohlmarkt oder Graben mit solchen vergleicht, welche den Neubau, die Josephstadt, die Favoritenstraße, die Jägerzeile oder Erdberger Landstraße zieren, so lernt man ein gutes Stück Wiener Kulturgeschichte kennen. Jeder Stadttheil wird genau dadurch charakterisirt, und es ließe sich, gestützt auf die Photographie, eine soziale Topographie Wiens zusammenstellen, die jeden Zug seiner vielbewegten Physiognomie getreulicher darstellen würde als alle statistischen Ausweise und Polizeibeobachtungen es vermöchten.

In der Stadt und ihren eleganten Annexen enthüllen diese Schaukästen Schätze an Geist, Phantasie, koketter Grazie und Abgründe von Blasirtheit; centrifugal dagegen entwickeln sie immer mehr und mehr die gemüthvolle Seite des Lebens. Am „Grund" lehren sie einem noch an patriarchalisches Familienleben, an dicke Freundschaft glauben. Man fühlt, daß, aller zersetzender Elemente zum Trotze, die Gesellschaft noch nicht verloren ist, wenn man eines der Familienbilder ins Auge faßt, wie sie dort zur Auferbauung ziemlich häufig in den Rahmen prangen. Der Grundstein des Hauses, der Vater, sitzt zur Rechten, ein breites und doch würdevolles Lächeln auf dem wohlarrondirten Gesicht zeigt eine der seltensten Erscheinungen hienieden: Zufriedenheit mit der Welt und sich selbst, die dicken Finger spielen mit der schweren Uhrkette, welche von der Sammtweste auf ein weißes Beinkleid hängt. Neben ihm sitzt die Gefährtin seines Strebens und Lebens, die stattliche Fülle in schwere Seide gehüllt,

den Hals, dessen Epidermis an die Pflaume gegen Ende Oktober gemahnt, vielfach mit feinen Perlen umkränzt. Zwischen den Knieen der Beiden steht ein kleines Mädchen in weißem Kleide gepfercht, mit zwei kurzen, steifen, schleifengezierten Zöpfen, einen „festen“ Blumenstrauß krampfhaft mit beiden Händen haltend. Im Hintergrunde gruppiren sich kerzengerade Söhne in weißen Gilets mit strangulirend engen Kravaten und Töchter in karrirten Kleidern. Wenn ein derartiges Bild auch nicht immer das Entzücken des Aesthetikers bildet, so muß es doch Balsam für das wunde Herz des Pessimisten sein.

Auch an die Freundschaft lernt man noch glauben in diesen Gefilden. Da stehen drei junge Mädchen, welche mit mehr Geschick als Grazie die schwierige Aufgabe lösen, sich zu umschlingen und sich doch, alle drei en facie zu zeigen. Auf den ersten Blick glaubt man an eine gymnastische Uebung, auf den zweiten aber erkennt man Innigkeit und nicht Hygienie als das Motiv dieser abnorm nach rückwärts gerenkten Achseln. Nebenan sind zwei halbwüchsige Mädchen in weißen Kleidern, mit schiefgebundenen Schärpen, Kränze auf den dichten Locken, die, offenbar vom „Umgang“ sogleich zum Photographen geeilt, den flüchtigen Moment der Pracht, wenigstens in Effigie fest zu halten. Aber auch die praktischen Tugenden bringt die Photographie zu Tage; hier ist eine ganze Nähschule, in kameradschaftlicher Entente cordiale abgebildet. Das niedliche Mädchen, das nun schon über Jahr und Tag mit gehobenem Arm die Nadel in der Luft hält, hat sicherlich den Laokoon nicht gelesen, sonst würde es diese auf die Dauer unhaltbare Position wohl vermieden haben.

Aber nicht nur Frauen allein fühlen hier noch tief und innig, dem Himmel sei Dank, auch Männer zeigen, daß ihnen das Band der Freundschaft noch heilig ist. Diese Gruppe hält offenbar seit ein paar Jahrzehenten schon einen bestimmten Tisch besteckt beim „Bock“ oder der „Traube“. Das korpulenteste Glied der Gesellschaft ist mit feinem Schönheitssinn zum Mittelpunkt des Halbkreises erwählt worden; da die Tafelrunde sich nicht gut als solche darstellen ließ, rangiren die minder ansehnlichen Mitglieder in zweiter Linie. — Ein halb Dutzend Turner, knapp daneben, sehen mehr steif, leinern und desparat als frisch, fromm, fröhlich und frei aus. — Sehr beliebt sind auch Gesangvereine pyramidal arrangirt. Im Vordergrund lagern ein Dutzend Sänger auf dem Teppich, auf Bänkchen, Stühlen, schließlich nach der Größe geordnet erheben sich keilförmig zugespitzt die Reihen; Alle halten Notenblätter in den Händen, einer der Hingestreckten hat den Arm erhoben, wie zum Taktiren. Auf einem dieser Bilder trieb die ganze Gesellschaft ihre realistische Gesinnungstüchtigkeit so weit, sich mit geöffnetem Munde abkonterfeien zu lassen. Ein Gesangslehrer müßte an der Form dieser bouches béantes erkennen, welchen Ton der Sängerbund angeschlagen. Photographirte Klangfiguren! Wenigstens hatte der Photograph auch einen kleinen Kunstgenuß. In unserer Zeit, wo die Vervollkommnung keine Grenzen zu kennen scheint, gibt es demnächst vielleicht auch photographirte Melodik!

Aber auch hier erscheint der Mensch nicht immer — in Gesellschaft und die Einzelbilder sind nicht minder beherzigenswerth als die Gruppenbilder. Junge Damen lieben es, sich mit landschaftlichem Hintergrund, einen bebänderten Schäferhut oder an eine Säule gelehnt, ein Buch in der

Hand, dem erstaunten Publikum darzustellen. Aeltere Herren deuten die feste Position, welche sie im Leben einnehmen, durch sitzende Stellung an, wollen sie tiefe „Gemüthlichkeit" anzeigen, so spielen sie mitunter Zither, während junge Männer sich meist durch weltschmerzlerischen Gesichtsausdruck und ein Spazierstöckchen auszeichnen, der eine lackbestiefelte Fuß ist meistens so weit vorgesetzt, daß er einen großen weißen Fleck bildet; genaue Beobachter von besonders scharfer Sehkraft wollen behaupten, daß an den Glacé-Handschuhen immer ein paar Nähte geplatzt sind. — Jünglinge, deren Züge deutlich die Abstammung von den Wenzeliden aufweisen, lieben es besonders sich in die kleidsame Tracht der Magyaren zu werfen. Der Schönheitssinn ist immer Kosmopolit. — Offiziere, die es offenbar noch nicht lang sind, haben häufig die eine Hand auf die Kuppel des Säbels gestützt, während die andere mit dem Monokle tändelt, so naiv ihre doppelte Eroberungsbereitschaft anzudeuten; wenn man die Blicke der Vorübergehenden beobachtet, möchte man wirklich manchmal an die Unwiderstehlichkeit dieser Armee glauben.

Und all' diese Gestalten sind auch hier auf der Straße en famille, Jedermann von den gewöhnlichen Passanten kennt sie, von der Kirche, dem Wirthshaus oder Gewölbe her. In diesen Gegenden weiß man noch, nicht nur wer im selben Hause, sondern auch wer gegenüber und nebenan wohnt, die Straße hinauf und hinab. Wie durchsichtig sind diese Bilder und Bildchen, wie harmlos ursprünglich, was sie verrathen. Der heikelste Geschmack muß durch so viel Naivität entwaffnet und versöhnt werden.

Besser fährt die Aesthetik jedesfalls, an den Aushängrahmen in der Stadt, auf dem Ring, in der Jägerzeile, vorausgesetzt nämlich, daß ihre Nerven gegen Raffinements

gehörig gestählt sind. Wie viel verräth schon die Wahl des Photographen bei solchen, welche kundig und selbstbestimmend sind. Ich muß gestehen, daß ich, sollte ich einmal, des freiwilligen Cölibates überdrüssig, mich mit „ernsten Absichten" unter den Töchtern des Landes umsehen, es als eine der gebotensten Vorsichtsmaßregeln zur Assekuranz meines künftigen Glückes ansehen würde, zu erforschen, in welchem Atelier die Dame meines Herzens ihr holdes Bildniß fertigen läßt. Männiglich und weibiglich wird dadurch charakterisirt.

Auf den Bildern Angerers herrscht eine Art bureaukratischer Ton. Abgezirkelte Eleganz, ebensofern von der Nonchalanz als Extravaganz, sozusagen ein solider Geschmack, ein konservatives Element; Stellung, Toilette, Anordnung bilden ein juste Milieu von steifer Anmuth, bewußtem Anstand wie gemäßigter und geordneter Eleganz. Mit einem Mädchen, daß sich jetzt noch, nachdem sich das Prestige der Mode vielfach theilt, bei Angerer photographiren läßt, wird man nicht ekstatisch, aber ziemlich ruhig und sicher durchs Leben gehen können. Pensionirte Staatsmänner haben eine besondere Vorliebe für diesen Photographen. — Jagemanns Bilder und ihre Originale wären meist mit der Marke „superflue" zu versehen; sie tragen den exquisiten Stempel jener Eleganz, die bei vollendeter Nonchalance das Gleichgewicht nie verliert, jene Haltung, die unter allen Umständen, auch dem Apparat gegenüber sich gleich und natürlich bleibt und vom Photographen taktvoll nur gehoben, nicht durch irgend welche Anordnung beeinträchtigt wird. Künstlerische Einfachheit! — Bei Rabending affektiren die Bilder und Personen nicht selten bei viel Geschmack und Sinnigkeit Prätensionen vielfacher Art, häufig poetische, die Köpfe tragen meist das Gepräge einer Ausnahmsstimmung. Bei Angerer ein wenig

collet monté, bei Rabending tête monté. Die Bildnisse von Adele theilen sich scharf in zwei Partien; jene der Männer athmen elegante Blasirtheit, parfümirtes Cyankali, jene der Frauen im Gegentheil Aufgeregtheit. Auch die Civilbilder erscheinen durch absonderliche Drapirung wie Costüme, zumeist mit bewußtem Raffinement angeordnete Posen von Koketterie imprägnirt.

Was würde eine unserer Aeltermütter sagen, wenn sie durch unsere gute Stadt promenirte und an allen Straßenecken Bildnisse von Frauen und Mädchen aus der guten Gesellschaft im Ballkostüme dem Blick jedes Gaffers ausgesetzt sähe? Und dennoch könnte man sich in die Zeit zurückversetzt glauben, da Bertha spann, denn knapp neben jener Dame, welche ihre splendide Robe so sorgsam auf der Causeuse ausbreitet, als hätte sie sich nur in der wohlwollenden Absicht porträtiren lassen, für die extravagante Phantasie ihrer Modistin Propaganda zu machen, sitzen ein paar allerliebste Mädchen am Spinnrocken. Ist der Spinnrocken nur Dekorationsstück, oder flechten und weben sie wirklich? Und was? Wie versteht es auch ein eingehender Photograph durch geschickte mise en scène die verschiedensten Seiten an ein und demselben Individuum ans Licht des Tages zu bringen. Hier ist eine junge Dame, von deren Haupt eine Schärpe niederfallend, einen hübschen Hintergrund für die weißen Schultern abgibt; auf der hochgehobenen Hand wiegt sich ein Kanarienvogel, mit dem Blick, Mund, das ganze Gesicht schelmisch kokettirt. Nebenan dieselbe Erscheinung, die gefalteten Hände über ein Buch gekreuzt, die Gestalt gebeugt, das Auge himmelwärts gewendet, die Kugeln des Halsbandes zu einem Rosenkranze umgewandelt, das schwarze Kreuz am weißen Arme niederhangend; nur daß statt dem

Glorienscheine Puder auf dem Haare liegt. Wieder andere Damen vereinen die Reize des Negligèe's mit jenen der großen Toilette, das aufgelöste Haar fällt über den Putz nieder. Mit einer wunderbaren strategischen Kunst, wie sie gar vielen Generalstäblern, zu anderen Zwecken zwar, zu wünschen wäre, ist wieder ein anderes Bildchen angeordnet, es löst das Problem, ein Gesicht zugleich en face und im Profil zu zeigen, mit Zuhilfenahme eines Spiegels auf graziöse Weise. Hier wieder wird gleichzeitig eine lange Schleppe und ein kleiner Fuß in hohem Stiefel produzirt. O Du gutes Kind vom „Grunde", das Du Dich in Deinem Staate kerzengerade und mauerfest hinpflanzest, wie naiv bist Du. Wie viele Schattirungen der Verfeinerung und Ueberfeinerung liegen doch zwischen solch' einer Photographietafel am Neubau und jener am Kohlmarkt.

Schmücken sich die Dandys von „draußen" mit Weltschmerz, so die eleganteren herinnen, d. h. innerhalb der Bannmeile der Fashion, mit Indifferentismus. Wenn man diese apathischen Physiognomien ansieht, sollte man meinen, sie hätten wie die Pyramiden schon auf ein paar Jahrtausende herabgesehen, zeigt sich auf irgend einer noch ein Fünkchen Lebensfreudigkeit, so scheint sie sich auf einen schönen wohlgepflegten Bart, bei einem älteren Herrn auf ein Bändchen im Knopfloch zu beziehen. Doch besitzen noch Einige etwas Energie der Koketterie. Da ist ein Mann mit durch die Zeit erhöhter Denkerstirne, er ist von Büchern umgeben, in einer Hand wiegt er einen Todtenschädel. Haben wir einen Arzt und das Resultat seines Wirkens oder einen Hamlet vor uns? Dort stützt ein Anderer die Hand auf ein aufgeschlagenes Manuskriptbuch; sind seine weißen Blätter eine Beruhigung oder eine Drohung? — Gruppenbilder gibt es da keine, Jedes

ist für sich selbst. Offizielle Persönlichkeiten, Künstler, Künstlerinnen, Gelehrte haben wieder ihre besondere Taktik, die weiter auszuführen für heute zu weit führen würde. So nur einen Theil von dem, was mit Hilfe des Photographen die Sonne an den Tag bringt.

Eine Mädchenverschwörung.

Ich habe dieser Tage eine Verschwörung entdeckt.

Es war in einer Abendgesellschaft, welche man ihrer vielfachen, pikanten oft heterogenen Bestandtheile willen mit mixed picles vergleichen könnte. Ein Finanzmann, der kürzlich den Grundstock eines kolossalen Vermögens verspekulirt hatte, zog mich in eine Ecke und theilte mir in dieser Zurückgezogenheit seinen unfehlbaren Plan zur unfehlbaren Tilgung der österreichischen Staatsschuld in fabelhaft kurzem Zeitraume von drei Jahren auf's Eingehendste mit. So erfreulich und überraschend diese Ankündigung an sich, so trocken und langweilig war ihre Ausführung; ich fühlte mich daher bewogen, meine Aufmerksamkeit zu theilen, um so mehr, da unmittelbar vor uns eine Gruppe sehr junger, wunderhübscher, blühender Mädchen saß.

Die jungen Damen wisperten eifrig und geheimnißvoll; ihre beweglichen Mienen verriethen Unwillen, Zorn, Entrüstung, Entschlossenheit; nicht mein Auge allein, auch mein Ohr ward gereizt, gefesselt. Meine Aufmerksamkeit wandte sich von der rosigen Zukunft Oesterreichs diesen rosigen Lippen zu, und was ich vernahm, war kaum minder bedeutungsvoll und weit unterhaltender als der Vortrag meines Financiers.

Diese anmuthige, scheinbar so lachende Gruppe bildete ein Kriterium, das über uns Männer, und zwar über die Besten und Edelsten unter uns, das heißt solche, welche dem Tanze noch nicht entsagt haben, strenge zu Gerichte saß. Wer hätte in so jungen holden Wesen so viel Herbigkeit ermuthet? Sie besprachen — beinahe sträubt sich meine Feder, es zu registriren — den Hochmuth und die Seichtheit der Männer. Offenbar hatte diese gewisperte Diskussion schon einige Stadien durchgemacht; daß wir diese beiden liebenswürdigen Eigenschaften besitzen, schien im ersten Stadium festgestellt worden zu sein, denn keine Stimme erhob sich zu Protest, Abwehr oder nur Milderung; es wurde darüber trocken, wie über eine unleugbare Thatsache debattirt und beschlossen, diesen unseren bedauernswerthen Defekten den Krieg zu erklären, sie zu bekämpfen, und wo Ausrottung unmöglich, sie zu unterdrücken.

Und wo hatten die jungen Damen so trübe Erfahrungen über unser Geistesvermögen und unsere Liebenswürdigkeit gesammelt? Auf ihrem ureigensten Gebiete, dem Ballsaal, und dort, ohnedem dem Schauplatze ihrer glänzendsten Erfolge, wollten sie auch den Kampf gegen unsere Schwächen eröffnen. Diese jungen Heldinnen waren entrüstet über die Banalität der Ballgespräche, sie sahen im trivialen Stoff und der flüchtigen Behandlung einer Konversation während des Tanzes eine Beleidigung ihres gleichbefähigten und gleichberechtigten Geistes. Entweder spreche sich darin die maßlose Arroganz der Männer aus, die es nicht der Mühe werth fänden, mit Frauen oder gar Mädchen Bedeutendes zu besprechen, wohl in der Voraussetzung, nicht einmal verstanden zu werden, oder jene Seichtheit und Trägheit des Geistes, die jede Anstrengung scheue. Diese Insulte sei nicht länger zu ertragen,

dem Unwesen dieser Unholde müsse gesteuert werden, das bedinge schon die eigene Würde, abgesehen davon, daß man auch selbst bei den Klängen Strauß'scher Walzer ein Bedürfniß nach höherem Ideenaustausch empfinde. Zu diesem Zweck schienen die jungen Damen eine Liga zu bilden, die es sich zur Aufgabe stellt, alle Ball-Konversations-Conventionalitäten, als da sind: Abhandlungen: über das Gernetanzen, Hitze, Ueberfüllung des Saales, Lebhaftigkeit oder Leblosigkeit des Karnevals 2c. 2c. unbarmherzig abzuschneiden, und statt dem bei dem Tempo einer Tremblante oder Schnellpolka Fragen höherer Ordnung oder wissenschaftlichen Gehaltes zu ventiliren. Entschlossenheit sehnt immer den Moment der Bethätigung herbei, die Reformatorinnen der Ballkonversation gaben sich daher mit feierlichem Gelöbniß den Handschlag darauf, gleich zwei Tage später auf dem glänzenden Tanzfeste der Baronin X. das Feuer auf der ganzen Linie zu eröffnen.

Die Verschwörerinnen waren so gänzlich von ihrem Gegenstande absorbirt, daß sie unsere Nähe gar nicht beachteten, oder auch meinten, das laute Doziren meines Staatsschulden-Messias decke ihr zartes, obwohl grimmes Geflüster gänzlich. Dennoch fand ich es gerathen, als sie wieder einigen Sinn für die Außenwelt zu erlangen schienen, eine Seitenschwenkung zu unternehmen, aber mein Entschluß stand fest, den fraglichen Ball, der die Inauguration dieser neuen Taktik bilden sollte und zu dem ich gleichfalls eine Einladung erhalten hatte, nicht zu verabsäumen.

Obwohl seit etlichen Jahren schon kein eifriger Tänzer mehr, betrat ich die eleganten Säle der Baronin X. mit dem festen Vorsatz, keinen Tanz auszulassen, zugleich aber mit dem perfiden, durch gewissenhafteste Banalität die Waffengänge der schönen Reformations-Kämpinnen nach allen Richtungen

hin kennen zu lernen. Eben begann ein Walzer, und ich war so glücklich, Fräulein Malwine zur Partnerin zu gewinnen. Wer hätte es dieser reizenden Blondine mit den sanften Zügen und vergißmeinnichtblauen Augen angesehen, daß sie bei der Rütli-Szene eine der hervorragendsten Rollen gespielt? Ich benützte die erste Pause, um an meine Tänzerin die originelle Frage zu richten, ob sie es nicht sehr heiß finde? Ein Blitz der Verachtung traf mich aus dem schmachtenden Augenpaar. Die Entgegnung lautete:

— Was ist das gegen die Temperatur von Central-Afrika? Wissen Sie nichts Neueres über Dr. Livingstone? Nun darf man doch wieder einige Hoffnung fassen für sein Leben. Aerger noch als Sonnenbrand und Wüstensand wäre es mir, den Nil hinaufzureisen, so lebhaft ich mich auch für die Auffindung seiner Quellen interessire. Nicht als würde ich die Krokodile so sehr scheuen, ich bin nicht furchtsam, aber um der Beimischung von Chinin willen, die allen Getränken der Nilreisenden zugesetzt wird, um sie vom Fieber zu bewahren. Wie lange ist doch die Chinarinde schon in pharmaceutischer Anwendung?

Ich fürchtete durch das Eingestehen meiner Unwissenheit über diesen Punkt auch meine Mitbrüder — denn diese Angriffe gelten ja dem ganzen Geschlechte — zu blamiren, umfaßte daher rasch die schlanke Taille meiner Partnerin und zog sie neuerdings in die raschen Wirbel des Walzers. Aber in diesem Tempo ließ sich nicht allzu lange verharren und Fräulein Malwine war ganz so unbarmherzig, als sie es gelobt hatte, sie wiederholte ihre Frage noch, ehe sie nur recht zu Athem gekommen. Auf meine Bemerkung, daß die Pharmaceutik und ihre Geschichte nie so mächtigen Reiz für mich besessen habe, um darüber eingehende Studien anzustellen, erwiederte sie:

— Ohne in die Einzelheiten einzugehen, können Sie doch gewiß sagen, welches der alten Völker in der Medizin am weitesten entwickelt war? Nein, tanzen wir nicht gleich wieder, der Gegenstand interessirt mich sehr. Was halten Sie von den medischen oder assyrischen Doktoren und leitenden Principien?

Sollte das wißbegierige Fräulein seit jenem Abende etwas absonderliche Begriffe haben von medischer und assyrischer Arzneikunde, so trägt von meiner Seite Malice keine Schuld daran, ich durfte mein Geschlecht nicht dem Verdachte bodenloser Ignoranz aussetzen, und wenn meine Verlegenheit hie und da bei meiner Phantasie ein Anlehen erhob, um meine Auskunft nicht allzu lückenhaft erscheinen zu lassen, so geschah es nur in dieser guten Absicht.

Fräulein Ida, mit der ich die erste Quadrille antrat, ist nicht minder schön und ernsten Geistes als ihre Freundin Malwine. Das Engagement-Büchlein, in dem schon eine stattliche Reihe von Tanzbewerbern vorgemerkt war, entglitt mehrmals ihren kleinen Händen, und ich rieth ihr, den Ring, von dem es an einem feinen Kettchen niederhing, anzustecken. Meinem Rathe folgend, rief sie aus:

— Der Ring ist ja das Symbol der Ewigkeit. Was halten Sie von der Unsterblichkeit der Seele? Sie nehmen doch wohl eine solche an?

Das Eté gab mir Gelegenheit, meine Antwort vorzubereiten, ich knüpfte daran meine Be- und Verwunderung über so ernste Gedankenrichtung, was nicht verfehlte, meine Dame in Feuer und Flamme zu versetzen.

— Sie irren sehr, wenn Sie glauben, daß die weibliche Erziehung heutzutage noch so vernachlässigt wird, wie dereinst, und wie man es von mancher Seite wünscht. In unse-

rem Institute wurde dreimal die Woche Metaphysik vorgetragen, nicht ein Zweig des höheren Wissens wurde da vernachlässigt. Wir hatten über all diese Gegenstände Ausarbeitungen zu machen, und empfinden jetzt in der Gesellschaft manchmal recht bitter den Mangel an ernsterer Anregung, die dem strebsamen Geiste Bedürfniß ist und sein sollte.

Hier trennte uns das Solo. Als die nächste Figur uns wieder zusammenführte, spekulirten wir denn gemeinsam über Sein und Nichtsein nach diesem irdischen Dasein; bei der Schlußronde waren wir sonach so ziemlich im Besitz unseres gegenseitigen Glaubensbekenntnisses; meine Tänzerin legte das ihre mit ernster Rückhaltslosigkeit während eines Tour-de-mains ab.

Nach jedem Tanz fand sich der Reformbund zusammen, die Verschwörerinnen referirten einander über ihre Operationen, das Terrain, das sie schon damit gewonnen, die Niederlagen, welche sie herbeigeführt, kurzum Alles, was sie für die gute und gerechte Sache gethan, gelitten, erstritten. Wenn ich diese reizende Gruppe betrachtete, konnte ich mich trotz aller Bewunderung eines leisen Schauers nicht erwehren; eine heilige Vehme, die über uns arme, harmlose Tänzer mit unerbittlicher Strenge Gericht hielt, um von so viel Anmuth und Schönheit verdammt zu werden, ist doch sicherlich noch viel schmerzlicher, als z. B. dem löblichen Vehmgericht im „Schulz von Altenbüren“ zu verfallen. Ein spöttischer Seitenblick, der mich mitunter aus dieser Versammlung heraus traf, berührte mich wie das kalte Eisen, das die Herren Schöppen dereinst als kleines Zeichen ihres einstimmigen Mißfallens in die Rippen ihrer Nebenmenschen pflanzten.

Von einer dieser Emotionen wollte ich mich eben am Büffet erholen, als ich bemerkte, daß Fräulein Aurelie, gleichfalls

eine glühende Anhängerin der Reformation, denselben Weg wandle; ich bot ihr den Arm und führte sie vor einer Pyramide von Goldorangen. Während sie die Spitze derselben abtrug, machte ich einige neue Bemerkungen über das Austrocknen beim Tanze, die Nothwendigkeit Erfrischungen zu nehmen.

Das schöne Mädchen warf trotzig die dunkeln Locken zurück und schnitt mir schnöde durch die wohlgesetzte Rede:

— Pah! Wie undankbar sind wir doch gegen die Alten, wie oberflächlich in unserem Alltagsleben. Im Großen wie im Kleinen nützen wir das Wissen, die Kunst, die Weisheit dieser herrlichen Völker aus, ohne nur ihrer zu gedenken. Wie hübsch machen sich doch diese Früchte in Pyramidenform, und wie wenige werden dabei der Pharaonengräber gedenken! Ein Stück steingewordene Kulturgeschichte nannte Professor F. in der Pension solche architektonische Ueberreste einer längst vergangenen Zeit. Ich begreife nicht, daß es mit der Lesung der Keilschriften überhaupt so langsam vorwärts geht. Haben Sie nie Dechiffrirung der Hieroglyphen betrieben? Ein Mann hat ja Gelegenheit zu Allem.

— Bisher, Fräulein, haben mich die lebendigen Hieroglyphen noch so sehr in Anspruch genommen, daß ich für die steinernen keine Zeit übrig behielt.

— Es ist unbegreiflich, daß ein Gegenstand von solcher Bedeutung so wenig allgemeines Interesse erweckt! Glauben Sie, daß diese kolossalen Bauwerke, die Pyramiden wirklich nur als Mausoleen errichtet wurden? Es würde mich interessiren, wenn Sie, während Sie dieses Eis nehmen, Ihre Hypothesen darüber entwickeln würden.

Die Klänge einer Schnellpolka schnitten meine Hypothesen über die Pyramiden ebenso mitten durch, wie die junge

Dame früher meine Betrachtungen über die Austrocknung der menschlichen Kehle. Ein Tänzer bemächtigte sich der niedlichen Alterthumsforscherin, und auch ich hatte zu eilen, um das Versprechen des Fräulein Hedwig einzulösen. In einer Schnellpolka liegt ein Zug und Schwung, der selbst auf einen mehr ci-devant Tänzer seinen Zauber übt, um so mehr, wenn man eine so ausgezeichnete, leichtfüssige Partnerin führt, wie sie das gütige Geschick mir zugetheilt. So viel gute Tänzerinnen auch da seien, Fräulein Hedwig ist jedenfalls die beste. Ich mußte meinem Entzücken Ausdruck geben, im beflügelten Tanze flüsternd:

— Mit Ihnen Fräulein ist es, als ob man in einem Traume dahin flöge.

— Gehören Sie der Schule der Eleaten an — sagte das Fräulein im besten polken — die die ganze Welt nur als ein Wahngebilde ansehen?

Doch genug, ich muß mich mit diesen wenigen Zügen begnügen; wollte ich die Schätze an Geist und Kenntnissen, welche meine Tänzerinnen an diesem denkwürdigen Abend an mich verschwendeten, auch nur andeuten, die weiten Spalten des größten Journales von oben bis unten, auf allen vier Seiten würden dazu nicht ausreichen. Möchten die Damen mir vergeben, daß ich so viel verrathen, es geschah nicht aus Indiskretion, sondern als Akt der Selbstvertheidigung. Nun können Sie es wissen, daß ich mich in Banalität gehüllt, nur um so besser ihren glänzenden Reichthum herauszulocken.

Vielleicht gelingt es diesen holden Verschwörerinnen, unsere Ballgespräche zu vertiefen, hoffentlich führen zum Mindesten ihre Machinationen keine Tänzer-Strike herbei. War es nicht König Salomo, der sagte: Jedes Ding hat seine Zeit?

Von den Damen in den Singvereinen, nebenbei auch von den Männern.

In jedem Menschen liegt, wie sehr man es auch leugnen mag, mehr oder minder dunkel, der Drang nach dem Idealen. In der Jugend gibt er sich himmelstürmende Airs, retardirt aber, sobald er mit dem realen Leben in Berührung und Konflikt kommt, gar rasch sein Steeple-chase-Tempo. Bei dem Einen klingt er auch in den späten Tagen noch wie eine Reminiscenz aus der schönen Jugendzeit nach, bei den Anderen ist er im Kampfe um das materielle Dasein ganz unter die „Schwelle des Bewußtseins“ gesunken; Einige bewahren ihn von Gottes Gnaden frisch und bethätigen ihn, während Andere zwischen seinen Nachklängen und ihrem bürgerlichen Dasein ein vergnügliches Kompromiß zu schließen suchen, zu höherem eigenen Behagen.

Bei diesem Opportunitäts-Prozesse werden die Künste von einem Gegenstande heiliger Begeisterung allmälig ein Mittel nur zum Zwecke der Unterhaltung. Niemand erleidet so oft die ein wenig demüthigende Verwandlung von der Königin zur Cameriera, als die süße, holde Dame Musika. Der heilige Schauer der Ehrfurcht weicht, um der trivialen Vertraulichkeit Platz zu räumen. Wie manche Stimme, die nur der frommen Einfalt Haydns, der edlen Romantik Schuberts, der bis ans Weichliche streifenden Zartheit Mendelssohns, und höchstens noch dem bizarren Schwung Schumanns dienen wollte, begnügt sich nun mit den melodischen Weisen der Herzogin von Gerolstein, des Blaubart oder der schönen Helena. Die idealen Anforderungen lassen eben mit sich han-

deln, und das Alltagsleben marktet ihnen Erkleckliches ab. Nicht als ob die beiden Triebfedern, Begeisterung und Unterhaltungslust, immer nur wie Sonne und Mond getrennt aufträten, sie schließen eben ein Kompromiß, und wirken und streben in praktischer Verquickung. Diesen vereinten Kräften hat Wien auf dem Gebiete der Tonkunst viel Hübsches, manches Schöne und einzelnes Ausgezeichnete zu verdanken; sie sind es, die unseren vielen musikalischen Gesellschaften, Vereinen, Akademien, Sängerbunden ꝛc. als Motor und Grundstein dienen. Diese haben dafür wieder einen neuen Typus hervorgerufen, scharf ausgeprägt: Das Gesangsvereinsmitglied ist eine Individualität, welche sich von jedem anderen nützlichen und angenehmen Glied der Gesellschaft wesentlich unterscheidet.

Als Louis XIV. sein berühmtes oder eigentlich besser, berüchtigtes L'état c'est moi sagte, fühlte er sich nicht halb so wichtig als sich ein Gesangsvereinsmitglied unmittelbar vor einer Aufführung dünkt. Es ist nicht allein Begeisterung, es ist Fanatismus, womit die Angelegenheit betrieben wird, nicht so sehr aus Liebe für die auszuführenden Tonwerke, denn aus Ehrgeiz für die Körperschaft, der anzugehören es die Ehre hat. Eigentlich jedoch hat jedes einzelne Glied alle anderen, die ganze Gesellschaft in sein eigenes Ich inkorporirt, es fühlt sich die Axe und Seele des Ganzen und zweifelt keinen Augenblick daran, daß, wenn es wegbliebe, die übrigen hundertneunundvierzig Mitglieder ganz unfähig und unzureichend wären, die fraglichen Tondichtungen auszuführen. Es gilt aber nicht allein diese bestmöglichst zu Ehren zu bringen um ihrer selbstwillen, sondern einem kunstsinnigen Publikum klar zu machen, daß der betreffende Verein von ausübenden Musikfreunden alle übrigen derartigen Vereine überstrahle, wie der Tag die Nacht.

Durch diesen esprit de corps gestaltet sich die scheinbar anspruchloseste Produktion irgend einer Liedertafel zu einem wahren Sängerkampf. Weit greller noch als in der Residenz — obwohl auch hier die Rivalität dieser kunstbegeisterten Körperschaften eine ganz hübsche Rolle spielt — tritt dies in einer kleinen Stadt hervor. Als ich einst N. passirte, und mich zu einer Tour ins Gebirge mit allem Nöthigen versah, war ich nicht wenig erstaunt, das sonst etwas stagnirende Leben dieser guten Stadt in hohen und stürmischen Wogen gehen zu sehen. Alle die wohlbekannten Gesichter, die sonst in ihrer schläfrigen Apathie als Modell für den deutschen Michel dienen konnten, trugen heute das Gepräge tiefster Erregung wüthigen Grimmes. Die Mühe des Forschens nach der Ursache dieser gewaltigen Wandlung ward mir erspart, denn allerorts machte sich die Aufregung in eingehender wie vehementer Mittheilung Luft. — Seit dreißig Jahren schon hatte ein Gesangverein dem musikalischen Publikum von N. die herrlichsten Künstgenüsse vermittelt, und dafür warmen Dank als wohlverdienten Lohn geerntet. Noch hatte in dieses bergumschlossene Städtchen der Alles zersetzende Zeitgeist bis vor wenigen Monaten keinen Eingang gefunden, und Niemanden war es bis dahin eingefallen sich auch nur darüber zu wundern, daß noch ganz dieselben Herren die Solopartien ausführten, welche sich schon vor neunundzwanzig und dreiviertel Jahren mit so viel Aufopferung als Geschick dieser ehrenvollen Aufgabe entledigten. Doch plötzlich schien es, als habe Satanas auch im Reiche der Harmonie Gewalt gewonnen. Es fanden sich pietätlose Kritiker, welche bemerken wollten, daß die Stimmen der Solisten schon etwas an Schmelz und Kraft eingebüßt hätten, daß jüngere und frischere das Anrecht auf diese Ehrenparte hätten, so gut wie

das Publikum auf etwas klangvolleren Ohrenschmaus. Beginnt das Unkraut nur zu sprießen, so wuchert es auch alsbald, kaum wurde diese frevelhafte Andeutung nur gemurmelt, so hatte sich schon ein Schisma im musikalischen Glaubensbekenntniß der Bewohner von N. vollzogen, dessen Früchte in der Bildung eines neuen Gesangvereines aus den jungen Kräften bestanden. Die „Jungen“ behaupteten, nach ihrem Austritt müsse man, um einer Produktion der „Alten“ mit Verständniß beizuwohnen, sich mit riesigen Schallrohren bewaffnen. Die „Alten“ dagegen äußerten sich mit herber Verachtung über den rohen Naturalismus der „Jungen“, und nahmen ein ausschließliches Privilegium auf Kunst des Vortrages in Anspruch. Hie Welf! Hie Waibling! Nicht Vater, Sohn, Bruder, Freund gab es mehr, sondern nur einen alten und einen neuen Gesangverein, dessen Glieder sich in den Haaren lagen. Es ging sogar eine schaurige Mähr von einem Vater Tenor, der seinen Sohn Tenor verstoßen wolle, wenn sich dieser nicht, ein zweifacher Renegat, von den abtrünnigen Frevlern lossage, ihnen seinen Solopart ins Antlitz schleudernd.

Zu so hoch tragischen Konflikten wird es nun in einer Großstadt nie kommen, wer sich aber bei uns auch ein' wenig nur in halboffiziellen musikalischen Kreisen bewegt, wird wissen, daß, wie echt künstlerisch, kollegial die Leiter des Singvereins und der Singakademie sich gegen einander und die Produktionen ihrer Institute verhalten, die Mitglieder derselben doch in Rivalität machen, als hätten sie zu N. Studien in diesem Fache getrieben. Auch die Damen legen hier ihre Lanzen ein, und turnieren nicht allein mit Liedern ohne Worte, sondern auch mit Worten ohne Lieder tapfer mit. Die

Singvereinler sehen mit unschmeichelhaft mitleidsvoller Miene auf den etwas dünneren Chor der Singakademie herab, während diese sich kühl und stolz in eine Miene der Exklusivität hüllt und auf Superfeinheit in der Nuancirung Anspruch erhebt. Eine königliche Einladung an eines dieser Institute hat beide jüngst in die ungeheuerste Aufregung versetzt, das ungeladene in beinahe noch größere, als das geladene, und nie ist einer „Rose Pilgerfahrt“ mehr beneidet worden, als jene nach Schönbrunn.

Aus freundlichem Herzen will ich aber meine liebwerthen Nebenmenschen in einem gewissen Falle zur Vorsicht ermahnen. Wenn eine junge Dame, der wir unsere Bewunderung über ihren Gesang ausdrücken, als Antwort die verfängliche Frage stellt, ob wir den „Verein“ oder die „Akademie“ höher stellen, so thut es noth erst zu erforschen, auf welchem Terrain sie selbst sich bewegt, sonst werden wir in barscher Weise belehrt, daß wir grasse Ignoranz verrathen, daß im feindlichen Lager die Intentionen so wenig rein künstlerisch, als die Ausführung harmonisch rein sei. An die Negation knüpft sich aber gleich die Affirmation, daß es aber auch nie einen Dirigenten gegeben, so trefflich, wie der eigene. Diese Herren, die sich schätzen und in schönster entente cordiale ihrer Kunst leben, könnten manchmal ausrufen: Der Himmel schütze uns vor unseren Freunden. In kleinerem Maßstab und karrikirt zieht sich dieses eigenlobige Gebahren auch durch die kleineren Gesellschaften und Vereine.

Die männlichen Mitglieder zeichnen sich gewöhnlich durch Laxheit im Besuch der Uebungsabende aus, durch spätes Kommen und frühes Gehen. Nur einige ältere Sänger, deren Scheitel schon die Gasflammen reflektirt, zeigen mehr jugendlichen Eifer und Ausdauer. Dagegen erscheinen die meisten

bei der Generalprobe, die große Mehrzahl bei der Aufführung, und alle vollzählig, wenn es eine kleine Korporations-Kneiperei, einen Kommers oder so etwas Aehnliches gilt. Die jüngeren Männer singen Freiheitslieder mit besonderer Vorliebe und mit einem Feuer, das sich nicht immer strikt an die Vorzeichnung oder den Takt hält; während die älteren Herren die zärtlichen Stellen besonders innig vortragen und im Mezza voce die Freude und den Trost des Chormeisters bilden. Ob es wahr ist, daß bei einigen Vereinen die Thätigkeit einiger Tenoristen und Bassisten sich darauf beschränke, den Mund lautlos zu öffnen und die anwesenden Damen mit beinahe eben so weit geöffneten Augen zu betrachten und zu bewundern, kann ich so wenig bestätigen, als in Abrede stellen, da ich darüber noch keine Beobachtungen angestellt habe.

Die schönere Hälfte dieser kunstbethätigenden wie kunstsinnigen Versammlung weiset schon viel mehr Eifer und Nuancen auf. Die Stuhlreihen der Damen sind auch an den gewöhnlichen Uebungsabenden dicht besetzt. Wenn man den Saal betritt und seine Aufmerksamkeit nach diesem seinen interessantesten Theil richtet, glaubt man „ein Blumenbett" zu sehen, einen schwärmenden Bienenschwarm zu hören. Selbst der allverehrte Dirigent hat bei seinem Erscheinen große Mühe durch wiederholtes Klopfen auf das Pult den Zungenübungen, Kehlenübungen zu substituiren, und kaum ist der letzte Ton der jeweiligen Nummer verklungen, so bricht wieder, wie die Brandung, das Brausen vielstimmigen Plauderns und Kicherns herein, um abermals nur widerstrebend harmonischeren Tonwellen zu weichen.

Aber wie viele Gruppen und Sonderungen, ganz abgesehen noch vom Alt und Sopran! In Frauenkreisen vollzieht

sich der chemische Prozeß, der eine sociale Crême herausbildet, weit rascher, als bei uns; vielleicht ist die Toilette kein unwesentlicher Faktor bei diesem Gährungsvorgehen. Während Einige einander warm mit Gruß und Kuß entgegen kommen, werden Andere steif und kalt gemessen vom Wirbel bis zur Sohle; entweder zahlen diese mit gleicher Münze oder sie ziehen sich schüchtern in die hintersten Reihen zurück. Uebrigens ist es statistisch nachgewiesen, daß junge Damen, welche der Gesangskunst in Vereinen obliegen, ein stattlicheres Heer von Freundinnen aufweisen, als irgend andere, die sich noch so sehr in der Welt und unter Altersgenossinnen bewegen, es ist wie eine Verlängerung der traulichen Pensionstage. Uebrigens gibt es hier auch Freundschaften, welche nie die Schwelle des Saales übertreten, innerhalb seiner Grenzen ist man intim, außerhalb desselben kennt man sich kaum. Ist jedoch die Disposition im Allgemeinen von traulicher Zugänglichkeit, so zeichnen sich doch einzelne Gestalten, meist in Seide gehüllt, durch exklusive Haltung aus; sie scheinen auf einem Isolirschemmel zu sitzen und verkehren mit ihrer Mit-Kunstjüngerin ausschließlich nur durch das Lorgnon; das heiterste Quid-pro-quo vermag diesen Marmorstatuen kein Lächeln zu entlocken. Man weiß nicht, ist ihr Erscheinen eine Herablassung gegen die Kunst oder die Anwesenden? Doch wird Indifferenz, wenigstens äußerlich mit Indifferenz entlohnt; es geht jedoch die Sage, daß das muntere Völkchen der unermüdlichen Lacherinnen, das dem Chormeister ein Gegenstand schwerer Sorge ist, großes Talent besitze, treffende Spitznamen zu erfinden und anzuwenden, ohne sich im Mindesten durch accentuirte Vornehmheit beirren oder imponiren zu lassen.

Es ist beinahe, als wäre die Ehe eine geschworene Feindin dem Reiche der Harmonie, denn kaum hat die eifrigste Sängerin vor dem Altar das inhaltschwere Ja ausgesprochen, so bleibt ihr bisher nie vakanter Platz konstant unausgefüllt. Doch gibt es einige Ausnahmen, welche mit treuer Erfüllung der häuslichen Pflichten auch treue Ausübung ihrer Lieblingskunst vereinbar finden; sie sind die Grundpfeiler des Chores, auf welche der Meister seine besten Hoffnungen baut, die ihm als Regulatoren überschäumender Stimmmittel und Lebensgeister unschätzbar sind.

Die Toiletten bieten dem Auge eine nuancenreiche und charakteristische Skala, vom anspruchslosen Hauskleide, von einfacher und geschmackvoller Eleganz bis zu höchst wunderlich zusammengestoppeltem Putze. Wie sehr auch ein Kleider-Ukas in einem konstitutionellen Staate ungesetzlich und verletzend erscheinen muß, man begreift, daß der Vorstand dringend ersucht, bei der Konzert-Aufführung-Uniform nur in Schwarz zu erscheinen.

Ach ja, das Konzert und die ihm vorhergehenden Proben revolutioniren so manche Haushaltung! Die Damen sind weit gewissenhafter im Einhalten der Proben; sie fügen sich in die unbequeme frühe Nachmittagsstunde und verstehen es, um dieses hohen Zweckes willen, die dem grämlichen Papa heiligste Hauseinrichtung, die unantastbare Speisestunde, zu umgehen oder gar über den Haufen zu werfen. Vollgesogen von der Wichtigkeit ihrer Mitwirkung, wissen sie die ganze Familie und ihre Satelliten derart davon zu imprägniren, daß sogar die Köchin zur ungewohnten Stunde pünktlich fertig wird. Wehe, wenn sie unterwegs einem Bekannten begegnen, ist er ihnen sonst noch so lieb und werth, er wird ohne alle Ceremonie

abgeschüttelt, das Wort: „ich muß zur Probe“ erklärt, entschuldigt Alles.

Nun gar erst der Tag des Konzertes! An diesem Tag gibt es keine Rücksichten der Freundschaft, keine Bande der Familie, kein Unwohlsein, man muß dabei sein, die Ehre des Tages zu retten.

Und dieser Eifer, diese Ueberzeugung von der eigenen Wichtigkeit, ist nicht nur lobenswerth, sondern auch höchst nothwendig, sonst ginge es mit unseren Konzerten, wie es dereinst mit der Füllung des großen Fasses zu Heidelberg erging. Ein Pfalzgraf wünschte es gefüllt zu sehen, und erließ zu diesem Zwecke die Verordnung, jeder Bürger habe zwei Maß köstlichen Rheinweines in das Riesenfaß zu gießen, Ein Bürger aber dachte: Wenn ich auch nur lediges Wasser bringe, unter so viel starkem Wein wird man das gar nicht gewahr, mein Scherflein macht es nicht aus. Ein zweiter Bürger dachte ebenso, und ebenso ein dritter, und schließlich stellte sich heraus, daß alle auf diesen schlauen Einfall gerathen waren, denn es war klares, unverfälschtes Wasser, das statt des edlen Naß vom Zapfen lief.

Das „mein Scherflein macht es nicht aus“ hat bei uns schon Mancherlei verschuldet, und unsere Staatsbürger könnten bei Ausführung ihrer politischen Rechte und Pflichten füglich ein Beispiel nehmen, an den Damen in unseren Singvereinen.

Von den Malkontenten.

Es gibt zweierlei Sorten Widerspruchsgeist, den natürlichen, wildtreibenden und jenen, welchen Zeit und Umstände erst dem Individuum inokulirt haben.

Die erste, eine Rauflust des Geistes, geht mit vollstem Ueberzeugungseifer und Quixotschen Ernste ins Feuer; nichts ist ihr zu groß, nichts zu gering; sie wagt sich auf die fremdesten Gebiete, gibt sich Blößen, ohne es zu bemerken, gewahrt in ihrer Leidenschaftlichkeit selbst jene des Gegners nicht und geberdet sich wie ein durch rothe Tücher verhetzter Stier, der mit der gleichen Gewalt gegen ein Kind rennt, wie gegen den kraftgeübten Toreador, oder in seiner Verblendung auch wohl gar gegen einen harmlosen Baum. Sicherlich ist es höchst unbequem, mit solch einem angeborenen Widerspruchsgeiste zu verkehren und doch kann man ihm kaum je ernstlich gram werden, es liegt so viel Naivität in seiner ehrlich gemeinten Ungerechtigkeit, daß der Aerger, welchen er verursacht, immer wieder durch ein Lächeln gedämpft wird. Mit nichts macht dieser tollkühne und meist nicht allzu gut bewaffnete Raufbold so kurzen Prozeß als mit der Logik; d. h. mit dem, was die große Mehrheit der Menschen als logisch annehmen würde; er hat seine eigene Logik zu ausschließlichem Gebrauch. So kenne ich eine Dame, welche mit regem Sinne für Naturschönheit und besonderer Vorliebe für Gebirgsländer, eine ausgesprochene Abneigung gegen den Klerus und seine eifrigen Anhänger verbindet. Eben vor Jahresfrist holte sie meinen Rath ein, wohin sie im Sommer ihren Bergstock setzen solle; die Schweiz, das Salzkammergut, die Steiermark habe ihr rüstiger kleiner Fuß schon durchwandert.

— Gehen Sie nach Tirol!

— Der Himmel verhüte, in das häßliche Land.

— Tirol, ein häßliches Land?

— Es ist ja der Sitz der Ultramontanen.

Selbst Pater Greuter würde hier keines seiner beliebten Kernworte angewendet, sondern über diese Logik milde

gelächelt haben. Bei bedeutenderen begabten Naturen ist solch' natürlicher Widerspruchsgeist nur partiell auftretend, bei beschränkten geht er durch Dick und Dünn; selbst die Grenzen dieser Welt sind ihm zu eng, er behauptet oder negirt die Ordnung einer höheren mit beneidenswerthem Aplomb. Macht die Vernunft dabei gelegentlich einen arg gewagten Kopfsprung, so geschieht es mit der lächelnden, unbewußten Zuversicht des Kindes. Als angeboren klettet sich diese Rauflust selbstverständlich nicht an besondere Stände, sondern treibt wild hier und dort, in der Hütte wie im Pallast oder dem juste milieu, dem schlichten Bürgerhause. Wo sie nicht allzu kräftig im ursprünglichen Triebe auftritt, beschneidet und modifizirt sie das Leben mannigfach, so daß nur einzelne Ranken sich als Haken und Häkchen um den kultur-beleckten Gesellschaftsmenschen schlingen. Am meisten bemerkbar macht sich dieser Widerspruchsgeist bei sehr jungen Männern, deren überschäumende Lebensgeister noch nicht die gebührende Beachtung, deren Thatkraft noch kein bestimmtes Ziel hat. Dann — wie überrascht uns an älteren Menschen eine Eigenschaft als neu, welche wir zwar in früheren Jahren an ihm nicht gekannt, die ihm aber gewiß immer inhärirt hat, nur im Sturm und Drang des aktiven Lebens nicht zu Raum und Geltung kam, um sich erst nun im Ruhe- und Brachstande zu entwickeln — dann an Pensionisten. Wer kennt nicht irgend einen außer Thätigkeit gesetzten Beamten, Offizier oder eine sorgliche Hausfrau, deren Kinder den elterlichen Herd alle schon desertirt haben, und deren Enkel zu fern sind, um sie regieren und zu hätscheln; wer kennt nicht solch' ein vom Leben in den Ruhestand versetztes Individuum in dem sich gewissermaßen als Protest gegen die oft selbst herbeigeführte Verurtheilung zur Unthätigkeit alle noch übrigen Kräfte

in Widerspruch auflösen? Originale dieser Art sind die wenigst seltenen, und man behauptet, Graz könne eine ganze Galerie solcher aufweisen. Daß dieser Widerspruchsgeist innerlich und nicht äußerlich angeregt ist, zeigt sich deutlich, weil er an dem alten Herrn mit dem Orden oder der weißgescheitelten Matrone ganz dieselben Symptome aufweist, wie ein Hörer der Philosophie: naiver, blinder, ungeschickter Eifer, der sich selbst im Schelten durch eine Art frohmüthiger Herzhaftigkeit auszeichnet.

Der inokulirte Widerspruchsgeist führt ein weitaus größeres und trübseligeres Heer. Es rekrutirt sich zum größten Theil aus jenen hommes incompris wie femmes incomprises, welche finden, daß das Leben ihnen seinen Pflichttribut an Glück und Erfolg schuldig geblieben.

Vom Unzufriedenen kann man sich einer Rebellion versehen; jener aber, den man sprachgebräulich um ein paar Schattirungen sanfter als einen Malkonten bezeichnet, kommt über das Kritteln, Mäkeln, über die Nergelei nicht hinaus. Erst mäkelt er mit Wahl und Sonderung, je weiter aber seine Verbitterung vorschreitet, um so mehr verfährt er in Bausch und Bogen; schließlich genügt es, daß ein Ding nur bestehe, ja, daß man es nur annehme, um dagegen mit aller Macht zu Feld zu ziehen. Es ist die Unzufriedenheit, die, aus Mangel an Thatkraft oder möglicher Gelegenheit sie zu bethätigen, sich durch vehementen und mit Sophismen scharf ausgerüsteten Widerspruch rächt. Wenn er absurd wird, so geschieht es nicht unbewußt, sondern mit einem gewissen Aufwand an Geist.

Wie schwer die letzten Jahre auf Wien und die Wiener gedrückt, ist nur allzu bekannt. Doch wir sind von Natur ein gutes, harmloses Völkchen, und so hat denn die

allgemeine Unzufriedenheit nur gar wenige Unzufriedene, dagegen eine wahre Grandiflora von Malkontenten hervorgebracht. In diesem Artikel hätte uns für Reichthum, wie Mannigfaltigkeit, jede Jury die große goldene Medaille zuerkennen müssen.

Dank dieser ebenso behaglichen, als liebenswürdigen Eigenthümlichkeit hat sich denn der von Außen wachgerufene, bewußte, langsam reifende und sorgsam zur Reife gebrachte Widerspruchsgeist auf allen Gebieten, in allen Nuancen in üppigster und schönster Blüthe entfaltet. Positiv an uns ist nur mehr der Geist der Negation. Ob er viel Gutes schafft?

Am prächtigsten zeigt sich der Malkontente, wenn er politisirt; die Politik ist ja sein eigentlichstes Element, dem er sein Entstehen dankt, in dem er sich mit dem wohligsten Behagen bewegt. Er hält es für seine Pflicht, mit allem Bestehenden, Geschehenden auf's Aeußerste unzufrieden zu sein, und seine Unzufriedenheit hält flink Takt mit all' den Wandlungen, mit welchen wir gesegnet wurden und die heute guthießen, was sie gestern noch verdammten. Er ist konsequenter, er verdammt immer. Alles, was geschieht, ist immer zum unausbleiblichen, beschleunigten Ruin. Fragt man diesen Widerspruchsgeist, was er dafür in Vorschlag brächte, so erhält man unwandelbar nur die eine Antwort: „alles Andere wäre besser, als das.“ Nicht allein Männer, welche keinen Weg zum holdverlockend schimmernden Portefeuille, und Frauen, welche an ihren Männern keine Aussicht zu einem beredten Deputirten sehen, machen in dieser Kritik der reinen Negation, sie ist epidemisch und infizirt alle Stände, nahezu alle Individuen.

Seit einem Jahrzehent schon traf ich im Kaffeehaus immer einen Bekannten, der jede neue Aera mit den Wor-

ten einläutete: „Ich bin nur dann zufrieden, wenn ein Giskra, ein Brestl, ein Berger im Ministerium sitzen. Das sind meine Männer.“ Ich ehrte diese Konsequenz und freute mich nun bei Ernennung dieses stichhältig liberalen Trifoliums außer über dieses Geschehniß, selbst auch noch über die Freude meines Billard-Partners. Um mich daran zu letzen, stahl ich mir denn am vielbeschäftigten 31. Dezember ein Viertelstündchen ab, ihn aufzusuchen. Aber sieh' da! Er saß nicht allein in der gewohnten Ecke, sondern auch mit der gewohnten düstern, sorgenschweren Stirne, den unwillig gekniffenen Mund über seine Zeitung gebeugt. Seiner Miene hätte ich eher die Ernennung Belcredi's, als jene Giskra's abgelesen. Ich rüttelte ihn am Arme mit den Worten: „Nun, ich gratulire!“

— Gratuliren? Wozu kann man heutzutage einem vernünftigen Menschen gratuliren?

— Nun, das Ministerium? Sie müssen ja doch wissen — —

— Wozu? Neue Ministerien sind eine Ueberraschung die wir nachgerade schon gewohnt sein könnten, und zu der wir uns, meines Wissens, noch nie sonderlich zu gratuliren hatten!

— Aber diesmal sind es ja Ihre Männer, die seit sieben Jahren von Ihnen ersehnten!

— Minister sind nie meine Männer!

Dort ist ein Industrieller, der wie beinahe Jedermann durch der bösen Zeiten Lauf einige Einbuße erlitten. Zwar hat dieselbe keines der edleren Organe seiner merkantilen Existenz verletzt, aber schon die Schramme hat genügt, seine fromme Denkart in krasse Widerborstigkeit zu wandeln. Sucht Jemand seinen trostlosen Ingrimm zu lindern, indem

er ihm von dem Aufschwung spricht, den unsere Industrie nehmen müßte unter den Auspizien des Freihandels, so wird ihm die Antwort:

— Freihandel? Das ist der Todesstoß für unsere Industrie; wir sind dieser Konkurrenz nicht gewachsen, wir sind in kürzester Frist Bettler!

Erwähnt jemand Anderer des Nutzens, den wir noch aus Schutzzöllen ziehen würden, so lautet die Entgegnung:

— Ja, das wäre der allersicherste Weg uns zu ruiniren. In Oesterreich, wo alle Lebensgeister stagniren, kann nur die Rivalität Unternehmungssinn wecken. Der eiserne Muß als Sporn in unsere Flanken, sonst verfallen wir in unserer Lethargie gänzlich in Pauperismus.

— Sie versprechen sich also vom Freihandel guten Einfluß?

— Bewahre! Bei uns wird Alles zu ungeschickt angepackt. Wir haben nur Ein Talent und das ist jenes, immer den rechten Moment zu verpassen. Wir können dem Pauperismus nicht entgehen. Wir sind nur Schwärmer und Träumer.

Heiter ist die Kunst, nicht immer aber der Künstler, und das kann man ihm in Oesterreich, wo das Mäcenatenthum schon gänzlich zur Mythe geworden wäre, wenn nicht ein paar Neubauten am Ring ein richesse oblige ertrotzt hätten, kaum verübeln. Ein Pinsel, der weder im Glorienschein noch Pulverdampf excellirt, hat wenig Chance, seine noch so trefflichen Produkte an den Mann zu bringen, und es ist daher nicht zu wundern wenn die Epigone Raphaels dem Zeitgeist und seiner materiellen Richtung den Krieg erklären und jede noch so geringfügige Gelegenheit ergreifen, gegen seine Berechtigung Protest zu erheben. Unglückliche Auto-

ren, welche unglückliche Stoffe nicht glücklich behandeln, verstärken diesen Chorus mächtig; doch sie haben ein Sicherheitsventil, ihrem bitteren Widerspruch gegen das P. T. Publikum, wie gegen glückliche Autoren und Produkte Luft zu machen: die Kritik.

Ein Widerspruchsgeist, welcher den weißen Rock trägt, ist gewöhnlich, obwohl sicherlich nicht älter als höchstens neun Jahre, recht stark und zäh; dennoch geräth er manchmal in Verlegenheit, wenn er gleichzeitig gegen Dr. Mühlfeld und geheime Pläne, oder auch eine Verordnung protestiren möchte, welche ihm das in der Mitte gescheitelte Haar und den freien Gebrauch des Monocle versagt. Am eifrigsten wie bittersten wird er wenn er jedem beschränkten Civilverstand die Möglichkeit eines Verständnisses in militärischen Angelegenheiten bestreitet.

Daß kleine Beamte mit Gott und der Welt in Hader gerathen, ist begreiflich und beinahe verzeihlich; erfreulich aber ist es zu hören, daß der Verfassungseid den Widerspruchsgeist der höheren Beamten wesentlich kalmirt habe.

Was solchen Widerspruchsgeist von Gesinnungstüchtigkeit unterscheidet, ist sein summarisches Verfahren, das Alles, was ihm mißhagt, mit blindem Haß über den Haufen rennt. Erscheint er in vielen, wie in einigen der angeführten Fälle, wo er nur partiell kampflustig auftritt, als ein Ausfluß des Egoismus oder der Scheelsucht, der blassen Schwester des Neides, so ist er doch häufiger noch die Erleichterung eines bedrückten Gemüthes, das ohne Energie zur That sich in Empfindungen und Worten austobt.

Der Epikuräer des Widerspruches ist so universell in seiner Handhabung, wie der Naturalist in der ersten Kategorie, nur nicht so unbewußt harmlos und schlecht gewappnet.

Bei ihm überwiegt gewöhnlich der Geist die Vernunft, sein bedeutendes Wissen ist mehr weitreichend als tiefgehend, seine höchste Wonne das Verblüffen. Er tritt in einen Kreis, in welchem eine allgemein anerkannte Annahme, Folgerung, Thatsache besprochen wird, und ohne sich zu besinnen, ob sie richtig oder nicht, widerspricht er ihr. Unterwegs nach einer Gesellschaft sucht er ein frappantes Paradoxon hervor, und schleudert es wie eine Bombe in die friedliche Versammlung. Je kühner, je besser! Das allgemeine Bouleversement ist sein Gaudium, er weiß, daß er Geist und Kenntnisse genug besitzt, um sich soweit mit Anstand aus der Affaire zu ziehen, daß man ihn nur einen interessanten Sonderling nennt, und wenn eine junge Dame ihn Mephisto schilt, ist er im siebenten Himmel. Dem Sanguiniker deduzirt er die Welt als Jammerthal, dem Pessimisten gegenüber kleidet er sich Hoffnungsgrün; eine fromme Dame erschreckt er mit besonderem Wohlbehagen durch Atheismus, einen Bonvivant predigt er die Verächtlichkeit irdischer Freuden, den Adel des Abstrakten, während er dem Asceten die Philosophie des Genusses docirt. Findet er einen Neuling, den er bekehrt, der sich von seinen Sophismen geblendet, überführt erklärt, so fühlt er sich mehr unzufrieden und verlegen als siegestrunken, der Versuchung nahe, zu handeln wie jener Pastor und Professor zu N., der, als einige Hörer ihm ihre Zweifel an der Existenz Gottes klagten, dieselben durch alle erdenklichen metaphysischen Beweise, gestützt auf Kirchenväter und Evangelien, widerlegte. Als die jungen Leute ihre Skrupel für immer behoben erklärten, ihm dankten und sein immenses Wissen wie seine Beredsamkeit priesen, rief er: „Wartet nur noch, wartet nur noch, jetzt werde ich Euch aus den alten und neuen Philosophen das Gegentheil beweisen.“

Im Burgtheater.

Wer das Gelüste empfindet, die verschienen Sproßen der sozialen Stufenleiter räumlich gar nahe beisammen und doch scharf gesondert und ausgeprägt bei Einer Rundschau zu inspiziren, der braucht nur das Theater, nehmen wir diesmal das Burgtheater, zu besuchen und seine Aufmerksamkeit statt der Bühne den übrigen Räumlichkeiten des Gebäudes zuzuwenden. Diese Studien rechtzeitig zu beginnen, muß er früher noch am Platze sein, als das pünktlichste Orchester-Mitglied, schon findet er in einer zahlreichen Versammlung prächtiges Material für seine Beobachtung.

Namentlich die nicht gesperrten Sitzreihen des zweiten Parterres bieten ein kaleidoskopisch buntes Bild. Sie sind zumeist mit Frauen besetzt, welche hier die echt weibliche Tugend geduldigen Harrens üben. Diese Partie trägt meist gedämpfte Farben. die Mehrzahl ist im schlichten Hauskleide gekommen, um so mehr stechen einzelne Erscheinungen heraus, welche „das Theater“ als eine festliche Gelegenheit ansehen, um mit einigen Colifichets dritter Qualität und vielleicht auch dritter Hand ostentativen Staat zu machen. In dieser Abtheilung erscheint der Mensch meist paarweise, Freundinnen über Freundinnen, die sich abreden, dies oder jenes Stück in Gemeinschaft zu sehen, und in Erwartung der zu kommenden Herrlichkeiten tapfer darauf losplaudern. Da sind ein paar sehr junge Mädchen, die noch für Herrn Wagner schwärmen und sich in ihrer Animation mit dem zu einem zusammengefalteten Theaterzettel Kühlung zufächeln. Solche, welche eine oder zwei Olympiaden mehr auf ihren Schultern tragen, weihen ihren Enthusiasmus Sonnenthal, und Andere, die

diesen Olympiaden noch ein Dezennium hinzugefügt, preisen die anmuthigen Verdienste Herrn Hartmanns. Frauen bleiben weniger beim Theater selbst stehen, sie bejammern als Vorspiele der erwarteten Tragödie die theueren Zeiten und die Unzuverlässigkeit der Dienstboten, oder auch sie lassen ihre liebwerthen Nebenmenschen Revue passiren, was mitunter dem vor 1848 noch üblichen Spitzruthenlaufen nicht unähnlich sein soll, ohne sich dabei an eine allenfalls indiskret lauschende Umgebung zu kehren.

Einige Pärchen halten wohl auch durch ein Gespräch, das Bildung wie Geschmack und Urtheil verräth, den klassischen Ruf des zweiten Parterres aufrecht. Die Wenigen, welche einzeln erscheinen, theilen sich in zwei Kategorien. Die Einen, die Minorität, lesen, die Anderen knüpfen Bekanntschaft an. Da ist eine dicke Frau mit wohlwollender Miene, die ihre unbekannte Nachbarin mit der Krankengeschichte ihres leberleidenden Mannes und all' den interessanten Anekdoten aus der Kinder- und Waschstube regalirt, während eine andere schlankere sich auf inquisitives Ausfragen verlegt. Ankömmlinge im Stehparterre verkünden, daß der schöne Augenblick näher rückt; Schleifen und Krausen werden zurecht gedrückt, und aus gar mancher Tasche wird ein Imbiß geholt, um rasch als „Jause" verzehrt zu werden, noch eh' die neugierig umsehenden Offiziere volle Aufstellung genommen.

Ganz anderes Gepräge tragen die Eintrittsplätze im dritten Stock, sie werden durch ein viel ständigeres Publikum besetzt. Während der Charakter des zweiten Parterres wie der Lauf des Mondes wechselt, ist jener des dritten Stockes stabiler, schon durch die Hof- und Schauspieler-Billets Auch hier ist große Konversation, aber in ganz anderem Style, in mehr historischem. Ueber Vorstellungen, Erfolge,

Persönlichkeiten wird hier streng Buch geführt. Man weiß was die Toilette jeder Schauspielerin gekostet, erzählt sich eine Koulissenszene oder einen Beitrag zur intimen Biographie der Künstler beiderlei Geschlechtes und fällt sein Urtheil in apodiktischem Tone. Gemüthlich mischt sich mitunter der Billeteur in das Gespräch, mit Daten und Erfahrung nachzuhelfen. Bis das Operuglas zu gebrauchen, klappern hier nicht selten auch die Stricknadeln, ein „Gefrorenes" scheint hier ein nothwendiger Theil des Theatergenusses, denn es erscheint beinahe unfehlbar nach dem dritten Akte. Fremde Elemente werden von dieser Phalanx von Habitues erst gemessen, dann aber über den Werth der Stücke und ihrer Darsteller bereitwillig im Vorhinein belehrt, ihr Applaus sorgfältig überwacht, bei gewissen Stellen und Personen durch einen kleinen Wink und Puff hervorgerufen. Große Damenfrisuren und dicke Herren auf den Sperrsitzen werden mit vehementer sittlicher Entrüstung verdammt, Spätkommende, welche, sich an die Säulen drängend, stehen und so ein Stück Aussicht benehmen, mit haßvollen Blick gemessen, wie unberechtigte Usurpatoren.

Auf den Bänken des vierten Stockes ist die Konversation laut, aber nur stoßweise; den hier Sitzenden ist schon das Ruhen überhaupt Festvergnügen. Da ist bunte Reihe, meist Freund und Freundin; Orangen sind sehr beliebt, auch Aepfel. Hier macht sich die Bewunderung in Kernausdrücken Luft, die nicht selten Flüchen gleichen, und manche Heldin, mancher Held wäre arg verblüfft, könnte er die drastische Bezeichnung vernehmen, die ihm beigelegt wird. In diesen Regionen wird am meisten gelacht, gelacht nicht nur bei komischen, mitunter auch bei hochtragischen Situationen.

Einstweilen füllen sich auch die Sperrsitze im dritten Stock und der Zwischenraum der beiden Parterre ist mit weißen Röcken angefüllt. Hier zeigen sich die Herren als vorzügliche Generalstäbler, sie wissen, wem jede Loge gehört, kennen alle regierenden Schönheiten und alle Herren, welche Viererzüge, staatliche Reitpferde und ähnliche Verdienste besitzen. Sie rekognosziren in allen Winkeln des Hauses nach einem hübschen Gesicht ohne exklusives Vorurtheil und theilen sich ihre Entdeckungen kameradschaftlich mit. Dafür sind sie während der Vorstellung ein aufmerksames, feines und dankbares Publikum. — Die Elemente von mehr solid bürgerlichem Gepräge im ersten Parterre finden sich mit dem ersten Klingelruf für das Orchester ein. Sie sitzen ganz ruhig auf ihren Plätzen, richten und putzen ihre Operngläser und betrachten nur die Kourtine und was ihnen, ohne daß sie sich drehen, unmittelbar im Gesichtskreis liegt. Seltenere Besucher sind in stiller Sorge um ihre äußerste Hülle, da der Garderobier Physiognomiker ist und es verschmäht, seinem Blick und Gedächtniß durch eine Marke zu Hilfe zu kommen. Fünf Minuten vor sieben Uhr kommen bureaukratische Erscheinungen schaarenweise angezogen. Mit und noch oft lange nach dem Anfang die elegante Welt, welche ihren Stammbaum von Pluto herleitet.

Die Physiognomie der Logen ändert sich mit dem Theaterzettel; bei Konversationsstücken und Lustspielen weisen sie blaues Blut in Hülle und Fülle auf, bei den Klassikern geweihten Abenden scheinen sie hingegen, wenn sie nicht ganz leer stehen, großmüthig rothblütigen Geschöpfen geopfert worden zu sein. An heiteren Abenden trägt diese glänzende Reihe

ein Air de famille, bei Shakespeare und Goethe (Faust) weist sie kein Mädchenantlitz auf, dafür aber bei Augier und Sardou einen ganzen Jugendflor. Die männlichen Insassen, wenn sie nicht für eine Bühnenerscheinung besonderes Interesse zeigen, tragen ein mattherziges Wesen zur Schau, als wäre ihre Anwesenheit mehr ein Akt der Gefälligkeit als selbstischen Vergnügens.

Während der Zwischenakte kommt wieder Bewegung in das Publikum; allerdings keine Emigration wie in Paris und London, bei uns vermögen nur feldabgehärtete Offiziere es mit dem Zug unserer Foyers aufzunehmen. Von einer Loge flüstert man zur anderen hinüber, bedenkt mit einem grüßenden Blick, einem freundlichen Lächeln die entfernteren Bekannten, welche man am Morgen erst auf dem Balle verlassen und die man eine Stunde später wieder in der Soiree trifft. Herren wechseln wohl auch hie und da ihren Logensitz, doch nur selten, nicht mit jenem Animo, wie z. B. in Italien oder Paris. Im dritten, vierten Stock, dem zweiten Parterre summt es im eifrigen Austausch der Bemerkungen und Eindrücke so mächtig, daß die schwungvolle Aufführung des Orchesters ganz unbeachtet übertäubt wird; höchstens daß irgend ein häufiger Besucher die oft gehörte Melodie mitsummt.

Dagegen verhält sich das erste Parterre, wenn nicht erste Vorstellung und somit Journalisten- und Koterie-Versammlung ist, gänzlich schweigsam; kaum daß ein Wort gewechselt wird. Die Elegants erheben sich noch während der letzten Worte jedes Aktschlusses der Bühne den Rücken zu kehren und, leicht gähnend, das Publikum zu mustern. Doch beschränkt sich ihre fastidieuse Exklusivität nur auf Inspizirung

der Logenreihen, höchstens noch, daß sie die eigene Abtheilung einer Betrachtung würdigen und gelegentlich eine in ihrer unmittelbaren Nähe sitzende Dame durch das Opernglas anstarren. Gewahren sie einen Geistesverwandten, so reichen sie ihm wohl über die Köpfe der Umsitzenden hinüber zwei elegant bekleidete Finger. Hebt sich der Vorhang wieder, so bedarf es einiger Mahnrufe, bis sie aus ihren tiefsinnigen Betrachtungen aufgerüttelt sich wieder niederlassen.

Die Vorstellung selbst bringt wieder ganz verschiedene Wirkungen hervor. Die jugendlichen Zuseher werden leicht enthusiasmirt, die älteren noch leichter gerührt. Der dritte Stock und das zweite Parterre weinen und applaudiren mit besonderer Vorliebe, während die vierte Gallerie kräftig lacht. Im hinteren Stehparterre, meist von Studenten und ganz jungen Männern bevölkert, wird jede Zeitanspielung prompt aufgegriffen und demonstrativ akkompagnirt. Hier zündet auch die Rhetorik Lewinsky's am besten. Im Parterre goustiren einige geübte Gourmands die feinen Nuancen, gelegentlich mit gnädiger Zustimmung nickend oder auch einen Blick tauschend mit einem ähnlichen Feinschmecker. Daneben sucht Jemand durch fortgesetztes Kritteln und mißbilligende Bewegungen Glauben an seine Ueberlegenheit und Bühnenerfahrung zu erwecken. In den Logen kommentirt man die Toilette „der Wolter“, die Haltung „der Bognar“, die französische Aussprache „der Baudius“. Mitunter wohl auch unterliegt das ganze Haus dem Zauber der Dichtung und Darstellung; dann ertönt jenes langgezogene Ah!, das zehnmal mehr noch besagt, als der stürmischeste Applaus, der sich von Einem zum Andern fortpflanzt, wie ein elektrischer Strom, jenes tiefe Ergriffensein von der Schönheit, das im Moment

jede laute Aeußerugu wie ehrfurchtsvoll zurückhält. Im Ganzen ist das Publikum sehr ungleich; manchen Tag ist es voll feiner Füllung, jede Pointe und Nuance herausempfindend, würdigend, ein anderes Mal wieder gleiten sie an seiner Impassibilität scheinbar spurlos ab. Das Erstere stimulirt die Darsteller, während das Letztere sie wohl lähmend berühren muß.

Hypochonder, welche einen Schlaganfall fürchten, und Herren, welchen es mehr darum zu thun ist, ein paar Stunden auf bequeme und elegante Art los zu werden, als um einen Kunstgenuß, halten die Eckplätze im Parterre besetzt. Sobald sich der Schluß in Gestalt einer Verlobung oder eines Todes nur in einiger Entfernung zeigt, erheben sie sich, das Portemonnaie in der Hand, unbekümmert um das poetische Ende wie alle Sch! Sch! pietätvollerer Zuseher, noch vor den Gefahren und Unbequemlichkeiten des Gedränges mit ihrem Ueberrock das Weite zu suchen.

Muß man den ästhetischen Sinn dieser Flüchtlinge wie ihre Diskretion bezweifeln, so möchte man beinahe ihren praktischen Sinn beneiden, wenn man wenige Minuten später das Quetschen und Drängen in den Garderoben sieht und den Menschenschwall, der über die engen Stiegen, aus den engen Gängen in die Vorräume bricht. Hier sind Personen, welche zwar ihre Kleidungsstücke erlangt haben, die aber kein Plätzchen finden, um sie in Ruhe anzuziehen; sie werden von der Fluth mit fortgeschwemmt und haben Mühe, keine ihrer Habschaften fahren zu lassen. Familien werden in dem umgestümen Drängen auseinander gerissen; Emma! Bertha! ruft eine Mama ängstlich nach den von ihrer Seite verschwundenen Töchterlein. Jedes ist mit sich selbst und seinem Fortkommen beschäftigt, förmlich im Kampfe mit der drückenden

und stoßenden Umgebung. Nur etliche zarte Damen im eleganten Theatermantel, das frisirte Haupt unbedeckt, bewegen sich mit klassischer Gelassenheit und Grazie durch den Schwall, allerdings als Mauerbrecher ihnen voran ein reich bordirter Diener, der im Eifer des Dienstes seine Ellbogen als sanftes Ueberredungsmittel gebraucht. Rasch rollt auf seinen Ruf die Equipage herbei, und die Damen werden mitten im Gewühle in aller Ruhe hineingehandet.

Bei Koblenz, wo die Mosel sich in den Rhein ergießt, sieht man eine Strecke lang die beiden Flüsse scheinbar unvermischt neben einander forttreiben, die Mosel grün im schönblauen Rhein, so ergießen sich auch hier die Ströme aus den verschiedenen Stöcken und Abtheilungen miteinander in die Vorräume, aber doch ziemlich unvermischt; jeder geübte Theatergänger weiß augenblicklich jedem Einzelnen seinen Platz anzuweisen. Vor den Thüren und Thoren scheiden sich die ungleichartigen Elemente wieder.

Hier eilt eine Familiengruppe; „Oh, es war wunderbar schön!“ tönt eine jugendliche Mädchenstimme aus ihrer Mitte. „Oh, zu meiner Zeit wurde das Stück viel besser gegeben — entgegnet Papa in tiefem Baß — da hättest Du den Löwe sehen sollen.“

— Die Wolter ist doch unvergleichlich, Papa. Ha, wie glücklich muß sie sich an solch' einem Abende fühlen!

— Oh! hättest Du erst die Müller gesehen, sagt phlegmatisch Mama, den Capuchon festziehend, die Kunst nimmt ab. Alles nimmt ab heutzutage.

Hier wandelt ein Paar vom vierten Stock uneingehängt; sie trocknet das erhitzte Gesicht mit dem Tuche und sagt mit heiserer Stimme:

— Weil nur noch ise umbracht wurden der Hallunk! Hub ich g'habt Aengsten große, iße aber Stuck schönes.

Daneben ein elegantes Paar, das glücklich ein paar Stunden todtgeschlagen, sich sogar amüsirt, aber keinen Eindruck mit herausgenommen hat. Es spekulirt schon wieder, was es am nächsten Abend beginnen soll. Dort ein paar Mädchen, die, noch unter dem Zauber gänzlich in Erinnerung versunken, keine Wagen beachten und beinahe überfahren werden.

Die Menge hat sich allmälig verlaufen, es wird still und ruhig im und um das Gebäude. Nur an einer der Thüren steht noch eine Gruppe Harrender. Jetzt treten die wieder zu Civilmenschen metamorphosirten Schauspieler heraus, hie und da löst sich ein Glied aus der Gruppe Wartender, packt den Arm des Freundes, geleitet ihn heim oder lockt ihn häufiger noch zu einem lustigen Gelage. Jetzt kommen die schweren alten, an die Arche gemahnenden Theaterwagen angerumpelt, und die Künstlerinnen schlüpfen tief verschleiert aus dem Pförtchen in das Gefährt. Da ist Leben in die Gruppe gekommen, Manchem war es nur darum zu thun, einen Blick zu erhaschen, Andere bescheidener noch, nur einen kurzen Augenblick ihr Ideal zu schauen. Still seufzend sehen sie den Kutschen nach und verlaufen sich; doch bleiben noch Etliche zurück. Nun treten blaße Gestalten heraus in fadenscheinige Paletots gekleidet, es sind die Ritter, die vor kaum einer Stunde die prächtige Umgebung eines Königs bildeten, jetzt eilen sie trübselig zu einem frugalen Abendmal, einem armseligen Obdach zu. Bald folgen die Ritterfräulein und Hofdamen, ebenso schmächtig und ärmlich. Mit ihrem Erscheinen löst sich die letzte Gruppe von der Mauer. Einige eilen mit munterer Begleitung lachend weiter, Andere nimmt

ein altes Mütterchen, ein jüngerer Bruder in Empfang, sie den weiten Weg schützend zu geleiten. Platz und Haus sind verödet bis auf die Feuerwächter.

Von Sommerwohnungen.

Es ist ein alter Erfahrungssatz, daß man nur gar wenig in der Gegenwart, sondern zumeist in der Zukunft lebt. Nur der Karneval hat das Verdienst, die Aufmerksamkeit so in Anspruch zu nehmen, daß alles weitere Planen um seinetwillen sistirt wird; aber kaum hat er mit seinen letzten verrauschenden Klängen Abschied genommen, so beginnt die Jagd nach dem Künftigen mit erneutem Eifer. Vielen ist die Einäscherung am ersten Mittwoch der Fastenzeit weit weniger ein Memento mori als eine Aufforderung, sich nun ernstlich mit dem Ausdenken und Vorbereiten der Sommerfreuden zu befassen, ganz besonders, wenn auch noch freundlicher Sonnenschein künftige Wärme verkündet. Mit nichts ist man in Wien so vorbedacht, als mit dem Suchen von Landwohnungen. Kaum noch hat das erste Veilchen im Prater sich geregt, das Schneeglöckchen eine neue Aera eingeläutet, so ziehen schon ganze Karawanen besorgter Familienväter und Mütter in die reizende Umgebung hinaus, ein Asyl zu suchen für die kommende heiße Zeit, in der nur Jene in Wien verbleiben, welche arbeiten, um zu leben, oder die leben, um zu arbeiten.

Aber auch diese frohmüthige Vorbereitung künftigen Naturgenusses ist nicht dornenlos, wie ich mich dieser Tage mehrfach überzeugen konnte. Am Schottenring kam mir Freund

B. mit höchst mißmuthiger Miene entgegen, er schlenderte der Pferdebahn zu.

— Wollen Sie den schönen Tag im Freien genießen?

— Ach nein! Ich muß für meine Schwiegereltern eine Landwohnung suchen. Der Stein der Weisen dürfte kaum schwerer zu finden sein, als diese „Wohnung, wie sie sein soll.“ In Dornbach eine ebenerdige Wohnung ohne jede Spur von Feuchtigkeit, mit der Aussicht nach der Straße, aber ohne Staub! Unweit der Pferdebahn, aber in der nächsten Nähe des Parks. Geräumig und elegant möblirt, aber billig. Dazu ein Garten, der sehr viel Schatten bieten, aber selbst bei Regenwetter trocken sein soll. Habe ich dieses Wunderding gefunden, so ist aber meine beneidenswerthe Aufgabe noch lange nicht gelöst. Ich soll dann noch den Hausherrn verpflichten, meinen Schwiegereltern ein Plätzchen in diesem Garten anzuweisen, das der Fuß keines anderen Sterblichen auch nur irrthümlich betreten darf, dagegen ihnen die gelegentliche Benützung des ganzen Gartens vorbehalten. Zugleich soll er eidlich versichern, keine andere Partei anzunehmen, die Kinder unter zehn Jahren besitzt, solche, welche diesen Rubikon schon überschritten haben, in der Ausübung ihrer Musikstudien auf höchstens zwei Stunden im Tag, von 11 bis 1 Uhr, zu beschränken und ihnen alles Herumtollen im Garten kategorisch zu verbieten. Für die Nacht ist ein wachsamer Hund Bedingung, doch darf er tagsüber nicht bellen. Ein Edikt soll den Dienstleuten verwehren, unter einander zu verkehren. Die Hausfrau habe jene aller anderen Parteien zu diesem Zwecke zu überwachen, würde jedoch ersucht, bei den eigenen unter keiner Bedingung zu interveniren, für diese bleibt die Justiz selbst vorbehalten. Auch ist es wünschenswerth, daß die Hausbesitzer keine Kinder haben. Dies ist der

Umriß meiner Instruktionen. Halt, eine gedeckte Wandelbahn ist noch Hauptbedingung, damit Mama ihren Sprudel auch bei warmem Regen im Freien trinken kann, sie leidet wieder an Gallenbeschwerden, und meine Frau hat mich beschworen, mich meiner Mission mit Schick und Glück zu entledigen, weil ihr Mißlingen eine gefährliche Aufregung nach sich ziehen würde. Begleiten Sie mich doch auf meinem Zug nach dem Ideal einer schwiegerelterlichen Landwohnung!

Ich empfand kein Verlangen, der Attaché dieses Gesandten und somit vielleicht auch der Verantwortlichkeit für seine Transaktion theilhaft zu werden und wandte mich der Stadt zu, einen längst verabsäumten Besuch abzuthun. Bei W. fand ich, bei so vielbeschäftigten Leuten ein seltenes Schauspiel, die ganze Familie, Groß und Klein, um den Tisch im Wohnzimmer versammelt, offenbar in tiefster Berathung.

— Sie kommen eben recht — rief mir W. entgegen — um zu bezeugen, daß ein Mann, der täglich in der Stadt zu thun hat, sich unmöglich auf weitere Fahrten einlassen kann, als nach Döbling, Hietzing, Grinzing. Zeit und Kräfte können nicht weiter reichen.

— Sie werden mir zugeben müssen — fiel die Hausfrau ein — daß Döbling nur eine staubige Vorstadt Wiens, Hietzing, mit all' seinem Putz und Gedränge, nur ein Surrogat der Stadt ist, und daß Grinzing keinen Schatten aufzuweisen hat. Da bleibt man ebenso gut ganz in der Stadt, spart viel Geld und die unsägliche Mühe, welche ein Familienumzug, wie der unserige, immer verursacht. Ich bin nach solchem Umzug immer ganz krank vor Erschöpfung und hätte diese Expeditionen längst aufgegeben, wäre es nicht um der Gesundheit der Kleinen willen. Kinder sind wie die

Pflanzen und gedeihen nur in Gottes frischer, freier Luft kräftig und blühend, sie muß man hauptsächlich im Auge haben bei der Wahl einer Landwohnung.

— Du würdest mich aber sehr verbinden — entgegnete der Gemal — wenn Du über die Kleinen nicht mich gänzlich aus dem Auge verlieren würdest. Diese Landfahrten sind selbst in die nächste Nähe eine arge Strapatze, ein großes Opfer, das ich Euch bringe. Andere Männer kümmern sich freilich höchst bequem den ganzen Sommer über nicht um die Ihren, besuchen sie höchstens manchmal zu dem Zweck einer Landpartie, ich aber lebe nur in meiner Familie und ich denke, Du solltest das besser anerkennen, als daß Du mir noch Schwierigkeiten in den Weg legst.

Die Königin von sechzehn Jahren, Fräulein Rosa, die heuer den ersten Ball genossen, mischte sich hier ein.

— Papa, wenn Du nur die Eisenbahn benützen wolltest, Du würdest viel Zeit ersparen, und z. B. in Baden ist die Luft so vorzüglich rein und gut, und im vorigen Sommer sollen draußen so hübsche Kränzchen gewesen sein, Blanka hat viermal getanzt.

— Um Himmelswillen nicht, Vater — fiel ihr Alphons, der Gymnasiast in die Rede. — Seit drei Jahren versprichst Du mir die Reise durch Steiermark und dann heißt es immer: „Wir sind ja auf dem Lande, wozu weiter gehen?“ Laß' uns lieber in der Stadt bleiben und eine Ferientour unternehmen. Mit Bahn und Omnibus vertrödelt man die meiste Zeit, davon hat freilich so ein Mädchen, das nur ans Tanzen denkt, gar keine Vorstellung.

— Das ginge mir noch ab — meinte Mama — im Sommer auch noch Kränzchen und Bälle! Ich will weit hinaus auf's Land, um all' das närrische Treiben los zu

werden und keine Toilette machen zu müssen. Nein, zu den schönsten Genüssen des Landlebens gehört es, daß man, wenn man will, den ganzen Tag im Schlafrock bleiben kann. Hadersdorf wäre allenfalls nicht übel.

— Ach ja, ja! jubelte die kleine Louise, und flüsterte dann dem noch kleineren Alfred in's Ohr — das wäre wunderschön, denn so weit hinaus geht die Klavierlehrerin nicht

Hier wurde die Debatte durch einen Besuch unterbrochen, doch kaum hatte die Hofräthin M. ihren Sophaplatz eingenommen, so stürmte von allen Seiten die Frage auf sie ein, ob sie schon an die Landwohnung denke. Sie erwiederte mit der ihr eigenen Gelassenheit:

— Nein. Ich suche nie vor Ende April, Anfang Mai.

— Aber da sind ja die besten, bequemsten Wohnungen schon lange vergriffen, man findet nur mehr, was die Anderen schon verschmäht!

— Ich will lieber schlechter wohnen und wissen, mit wem ich wohne. Miethet man früh, so weiß man nicht mit wem einen das Schicksal zusammenwürfelt. Vor drei Jahren in Hacking erging es uns so; ein wohlhabender Kaufmann hatte den übrigen Theil des Hauses gemiethet. Recht brave Bürgersleute, aber die Homogeneität fehlte. Dagegen verbrachten wir den vorigen Sommer äußerst angenehm. Hofrath von Z. bewohnte die zweite Wohnung, die Sektionsrathswitwe v. L. den Gartentrakt der Villa zu Inzersdorf. Wir haben den Landaufenthalt wirklich recht genossen.

— Ist Inzersdorf nicht in einer öden, traurigen, staubigen Gegend? fragte naiv des Hauses sprechfähig herangewachsenes Töchterlein.

— Liebe Rosa — belehrte die hofräthliche Firmpathe — das Alles ist Nebensache. Die Gesellschaft, ihr Ton bleibt

immer und überall die Hauptsache. Die Herren Zeitungsschreiber mögen so viel sie wollen vom gänzlichen Ausgleich der Stände phantasiren, das beweist nur, daß sie selbst sich gar wenig in guter Gesellschaft bewegen.

Auch ich empfand Sehnsucht nach homogenerer Gesellschaft, trat meinen Rückzug an und in mein Kaffeehaus ein. Der beneidenswerthe Gemal einer der schönsten Frauen Wiens saß zwar in seinem gewohnten Fensterplatz, aber mit ungewohnt düsterer Miene.

— Weßhalb so trübselig? Was fehlt Ihnen?

— Mir nichts, aber meiner Frau! Ich bin ernstlich besorgt um sie.

— Nicht möglich! Vor fünf Tagen noch, am Fasching-Dinstag auf dem Balle der Baronin K., war sie ja noch die Heiterste wie Schönste der Schönen. Und jetzt krank und das Besorgniß erregend? Kaum möglich!

— Doch; ich fürchte, daß ihr Leiden tiefer sitzt, wenn es sich auch bisher noch nicht so auffällig geoffenbaret hat. Sie klagt nun plötzlich über gänzliche Erschöpfung des Nervenlebens. Ich meinte Ruhe, Zurückgezogenheit, gute Luft wären die besten Mittel zu ihrer Wiederherstellung und wollte ein paar Stunden von Wien entfernt, abgelegen im Gebirge, eine Villa für uns miethen; aber Julie fürchtet, daß sie werde Seebäder gebrauchen müssen, der Arzt habe ihr schon im Vorjahre Ostende angerathen, wie sie sagt. Der Gedanke ist ihr peinlich, aber ich muß sie daran zu gewöhnen suchen. Er ist mir sehr unbequem und unangenehm dieses Jahr, bei dieser Villa wäre eine prächtige Jagdbarkeit gewesen, aber Juliens Gesundheit muß in erster Linie berücksichtigt werden. Allerdings will sie schon in den letzten Monaten das Uebel im Anzug gefühlt haben, da sie aber

nie klagte, gewahrte ich nichts davon, und bin jetzt wie au den Wolken gefallen über das plötzlich hereinbrechende Leiden. Sie kann jetzt nicht einmal meine Cigarre ertragen, ohne heftigen Kopfschmerz zu bekommen. Ja, mit dem Jagen ist es nun für diesmal wieder vorüber, Julie muß nach Ostende, ob gern oder ungern, ich bestehe darauf.

— Meine Frau — lächelte ironisch sein Nachbar — bedarf zum Glücke nur Vöslaus, um meine Cigarre zu ertragen. Ich lasse sie da auch ganz ruhig schalten und walten. Sie soll die ihr beliebige Wohnung selbst auswählen; ich komme doch nur allerhöchstens an Samstagen hinaus. Ich gönne meiner Familie alle erdenklichen Landfreuden, ohne daß ich mir verlange, daran Theil zu haben. Die Jungen können in Vöslau nach Herzenslust schwimmen, die Mädchen treffen gentile Gesellschaft, es kommen immer auch Gäste vom Schlosse zu den Reunionen, die wirklich glänzend sind, und meine Frau hat Gelegenheit ihren Putz in ganzer Herrlichkeit zu entfalten. Sie und die Kohn hatten voriges Jahr wahre Duelle auf elegante Negligé's, die Ueberwundene blieb immer beinahe ohnmächtig am Platze liegen. Meine Frau hatte ein Doublé voraus. Was kann ein zärtlicher Gatte und Familienväter mehr verlangen? Mehr gewiß nicht, eher weniger an Putzmacherrechnungen wenigstens. Vöslau ist klein Trouville, was den Putz anbelangt. Aber wie gesagt, gentile Gesellschaft, meine Rahel hat voriges Jahr viel mit dem Grafen X. getanzt. Die Baronin N., die Sie auf unserem Balle trafen, wohnte im selben Hause wie meine Frau, aber wir hatten die Belle-Etage.

— Meine Frau — hob wieder ein Anderer an — zieht ein paar Wochen in Ischl dem ganzen Sommer auf dem Lande weit vor. Es ergötzt sie die ganze Pracht und

Herrlichkeit an sich vorüber ziehen zu sehen, sie nennt den August ihren Karneval und die Promenade ihre Redoute. Mir ist es ziemlich einerlei, ich verbringe die ganze Zeit in den Bergen. Freilich Tirol wäre mir lieber, aber l'homme propose, la femme dispose, ein griesgrämiges, unzufriedenes Gesicht ist mir der schrecklichste der Schrecken, und da sie sich bei all' der Eleganz nur auf das Zusehen verlegt ist die ganze Geschichte harmlos. Nur unbequem, daß ich Anfangs März, meist in Frost und Schnee schon als Quartiermeister ausziehen muß, uns eine Wohnung zu möglichem Preis zu sichern.

— Ich — bemerkte ein Vierter, ein Menschenscheuer — war den ganzen vorigen Sommer auf der Flucht. Kaum hatte ich irgend einen stillen Winkel ausfindig gemacht, und von ihm Besitz ergriffen, so kamen, vom Satan geführt, irgend welche Touristen unversehens daher geschneit, oder die biedern Landleute verekelten mein doch abgehärtetes Advokatengemüth durch ihre abgefeimte Spitzbüberei derart, daß ich gleichfalls Reißaus nahm. Ja, wenn man auf sechs Wochen nach den Urwäldern könnte, wo nur die Büffel Reunion halten und die einzige Kokette eine graziöse Tigerin ist, von unserm Hergott selbst in die bunteste Toilette gesteckt, das wäre Erholung! Ich beginne jetzt schon irgend ein Plätzchen in der Monarchie ausfindig zu machen, wo man nur halbwegs ungestört ein paar Monate verbringen könnte, aber wo es schön ist, da hat der Mensch schon hingefunden mit seiner Qual, und an manchen Orten ist gar wieder kein Komfort anzutreffen. Das Suchen ist eine Marter.

— Ja, wenn Sie absolute Einsamkeit mit Komfort verbunden suchen, dann ist die Sache freilich schwierig, dann

dürften selbst die gerühmten Urwälder Sie nicht gänzlich befriedigen.

— Was wollen Sie, man kann sich die Unarten der Civilisation nicht gänzlich abgewöhnen, doch muß man wenigstens so viel als von diesen beiden Dingen im Vereine aufzutreiben ist, zu packen suchen. Ich suche, suche jetzt schon ein paar Jahre lang, habe aber immer noch nichts Befriedigendes gefunden, sollten Sie von etwas meinen Anforderungen Entsprechendem hören, so könnten Sie mich sehr verbinden. Ganz recht, absolute Einsamkeit mit exquisitem Komfort ist meine Devise, und ich gebe mich nicht zufrieden, bis ich nicht eine Sommerfrische gefunden, die Beides vereint.

Von Leuten, die sich unterhalten, und Leuten, die sich langweilen.

Man könnte die civilisirte Gesellschaft füglich in zwei Lager theilen; die eine Partie unterhält sich stets, während die andere sich immer langweilt.

Diese beiden Lager zerfallen wieder in zwei Abtheilungen; jene Beneidenswerthen, welche das erste füllen, sondern sich in Solche, welche sich mit Allem, und in Andere, welche sich, wenn nicht mit, so doch über Alles amüsiren.

Die Ersteren sind die harmlosesten Geschöpfe auf Erden, ein geistreicher Physiognom hat ihr stabil vergnügtes Aussehen, das kaum je ein Wolkenschatten trübt, treffend mit Borsdorfer Aepfeln zwischen dem Fenster verglichen, die dem Schneegestöber so rosig zulächeln, wie dem hellen Sonnenschein. Die Ausrufe köstlich! himmlisch! sind ihnen so stereotyp, wie das ewige Lächeln. Sie verstehen es mit wun-

derbarem Geschick, nein, besser Instinkt, jeder Situation eine vergnügliche Seite abzugewinnen und spiegeln diese auf ihrer behaglichen Physiognomie, die bei einem Leichenbegängniß so ziemlich dasselbe Gepräge trägt, wie bei einem Festmahl. Sie lieben das „Gruseln" und letzen sich, wenn sie der Poesie der Märchen und Sagen entwachsen sind, an Mordgeschichten und Schauerromanen. Es ist das gewissermaßen ein Senfteig für ihre träge Imagination, die so starken Reizes bedarf, um den angenehmen Kitzel der Anregung zu empfinden. Tiefer Erschütterung unfähig, wo nicht im eigensten Selbst betroffen, und auch da nur momentan, wissen sie Furcht, Schreck, Grauen, Angst gleichfalls zur Unterhaltung auszubeuten. Die Unglücksfälle sind ihnen somit auch eine der interessantesten Rubriken unter den Tagesneuigkeiten. Nicht als wären sie deßhalb ohne Mitgefühl, sie sind sogar recht sensibel und weinen mit Vorliebe über ein Buch oder im Theater, das gehört mit zur Unterhaltung. Schmerz, Sorge kann keine bedrückende, verbitternde Herrschaft über sie gewinnen, sie tragen dieselben mit sich herum, ohne von ihnen weiter als hauttief durchdrungen, in ihrem Vergnügen dauernd gestört zu werden.

Keine Widerwärtigkeit kann sie im Genusse eines projektirten Vergnügens irre machen; je mehr Schwierigkeiten, um so prächtiger ist die Unterhaltung. Ueberrascht sie bei einer Landpartie strömender Regen, sie bis auf die Haut durchnässend, so gibt das erst den allerköstlichsten Spaß, und gerathen sie irgend einer Sehenswürdigkeit zu Liebe recht in's Gedränge, so erhöht jeder Puff, den sie erhalten, wie ertheilen, ihr Wohlgefühl. Resumiren sie in der Erinnerung eine solche „Unterhaltung", so zählen eben diese Momente, welche sie einem minder genügsamen Menschenkinde gewiß verleidet

haben würden, mit zu den Glanzpunkten derselben. Selbst die Niete wird ihnen so zum Treffer.

Nicht minder glücklich, wohl aber minder harmlos sind Jene, welche sich en faute de mieux wenn nicht mit dem Dinge selbst, so über dasselbe unterhalten. Was Intellekt anbelangt, stehen sie gewöhnlich weit über den Vorigen. Sie üben bewußten Humor. Ist die Sache an sich nicht befriedigend, so ergötzen sie sich con amore an ihren Defekten, und scheuen zu diesem Zwecke auch die Selbstironisirung nicht. Es sind das Leute, welche in keiner Situation wahrhaft lächerlich werden können, weil sie den guten Geschmack und die Objektivität besitzen, im gegebenen Falle zu allererst selbst über sich zu lachen. Mit den Fehlern ihrer lieben Nebenmenschen gehen sie häufig recht glimpflich in's Gericht, aber gegen ihre Schwächen sind sie dafür unbarmherzig; diese entdecken sie auf den ersten Blick, und selbst der Lethe hätte eine schwere Aufgabe, wollte er die Erinnerung daran hinwegschwemmen. Nicht als würden sie darum durchgängig in Medisance machen, aber wie der echte Künstler instinktiv überall das malerische Moment herausempfindet und sieht, so sie das humoristische Element. Aus ihren Reihen geht daher nur wunderselten ein Enthusiast hervor. Nur in Jean Paul sind diese scheinbar so schwer vereinbaren Eigenschaften, Humor und Enthusiasmus, wunderbar geblendet, was häufig eine hinreißende Wirkung, mitunter aber auch eine recht seltsame Verquickung hervorbringt. Bei gewöhnlichen Erdenkindern tritt das Talent der Analyse und himmelstürmende Schwärmerei zumeist nur sehr getrennt auf. Unter den Künstlern ist jedenfalls Hogarth der ausgeprägteste Vertreter des bewußten Humors.

Wollte man mit einem psychologischen Galaktometer an diesen praktischen Humoristen experimentiren, man würde nicht allzuviel Milch der frommen Denkart dabei zu Tage fördern — namentlich Pietät ist ihnen gewöhnlich eine terra incognita — aber dafür auch kein gährend' Drachenblut. Bewußtheit wie Humor sind zwei Elemente, welche das Gemüth hübsch kühl erhalten, es erhitzt sich da nicht leicht zur Begeisterung oder Grimm, und verharrt gewöhnlich in gemäßigter Temperatur nicht leicht, aber wenn, so zumeist tief erregt. „Kühl bis ans Herz hinan" werden sie oft gescholten, vielleicht aber mit Unrecht. Das Herz kommt eben bei ihnen nur selten in's Spiel, der Kopf dominirt; sie haben nur wenige Freunde, sind aber mit diesen dann gemeinhin innig verbunden, was eine Ehrenrettung für ihr geleugnetes Gefühlsleben abgibt. Sie sind meist besser — id est weit weniger bösartig — als ihr Ruf. Ihre humoristische Wünschelruthe dient ihnen bei Situationen so gut als bei Personen; wenn sie je gähnen, so ist es daher aus rein physischen Ursachen. Empfinden diese Glücklichen nie Langweile, so dagegen auch gar selten nur Entzücken; sie sind der gefährlichste Bruchtheil eines Theaterpublikums, ihre Kritik des reinen Humors ist die Feindin der Illusion — sie streift — namentlich wo höhere Bildung fehlt — unbarmherzig den Duft und Reim ab.

Vor der politischen Sündfluth gehörte eine große Mehrheit der Wiener zu der ersten Abtheilung, genügsam und bereitvergnüglich genießend, ohne weitere Untersuchung, ob es auch wirklich Etwas zu genießen gebe, die „Unterhaltung" als Haupt-Lebenszweck im Auge. Der „Jux" spielte damals eine Rolle weit höher hinauf, als man dem niedrig geborenen Worte ansehen würde. Mit dem Biß in den saueren

Apfel politischer Erkenntniß, hat sich das wie mit einem Zauberschlag geändert. Des Märzen Idus hatte der idyllischen Genügsamkeit den Todesstoß versetzt, die Erkenntniß den Schleier der Illusionen zerrissen, in ihrem Gefolge waren erhöhte Ansprüche nach allen Richtungen hin eingetreten. Wien wurde nun erst zur Großstadt mit allen Vorzügen und Uebelständen einer solchen, die Wiener nun erst zu Großstädtern mit den diese charakterisirenden guten und übeln Gepflogenheiten und Eigenschaften. Die einst um ihres frohmüthigen Leichtsinns willen nahezu Berüchtigten, nun gleichfalls wie die Pariser, Londoner, Petersburger angekränkelt von Blasirtheit, dieser unleidlichen psychischen Bleichsucht.

Und noch dazu prätendiren sie, daß man ihre Stumpfheit für Vornehmheit ansehe, respektire, bewundere und — sie finden ihr gläubiges, staunendes, verehrendes Publikum, und mehr noch ein großes Heer von Nachahmern.

Die Blasirten von echtem Schrott und Korn brauchen nicht erst zu versichern, daß sie sich immer und überall langweilen, ihre schlaffe Miene, der träge Blick, die noch trägeren Bewegungen und vor Allem die bleischwere Athmosphäre, welche sie umgibt, und die allsogleich jede frischere Strömung niederdrückt, kennzeichnet sie auf den ersten Blick, lange noch eh' sie das Bekenntniß ihrer Freudlosigkeit abgelegt. Und dieses Bekenntniß ist das einzige, womit sie ziemlich behende sind, denn wie wenig mittheilungssüchtig diese Herren und Damen auch sonst sich geberden, das Geständniß ihrer Unberührtheit von all' den Vorkommnissen des Lebens, ihrer absoluten Gleichgiltigkeit haften sie doch zumeist heraus. Das nil admirari ist ihre Devise, auf die sie sich trotz aller Gleichgiltigkeit große Stücke zu gute thun. Im Guten, wie im Bösen sind sie über jede Ueberraschung erhaben, so wenig

der Bewunderung als dem Abscheu mehr zugänglich. Enthusiasmus ist ihnen ein leerer Begriff geworden, wie Fröhlichkeit und Entrüstung oder Interesse. Erst ist die Phantasie, dann die Fähigkeit intensiv aufzufassen, zu empfinden, stumpf geworden; wie ein blinder Spiegel gehen sie durch das reichbewegte Leben, ohne ein Bild auch nur zu reflektiren.

Die einzige Anstrengung, deren sie noch fähig sind, besteht darin, König Salomo's animirenden Ausspruch, daß es nichts Neues unter der Sonne gäbe, zu variiren. Eine solche Variation ist unfehlbar die Antwort, wenn man sie auf irgend etwas Schönes, Großes oder Schreckliches und Scheußliches aufmerksam macht; dabei blicken sie auf Menschen, welche, noch nicht abgestorben, der Erregung-fähig sind, wie auf Kinder herab, und seufzen halb neidisch, halb mitleidsvoll und verächtlich: „Ja, wenn ich über diesen Punkt nicht schon längst hinaus wäre!“ Doch erheben sie darum noch keine Ansprüche Philosophen zu sein, dies durchzuführen, wäre viel zu anstrengend. Uebrigens ist ja Philosophie wie alles Andere Humbug. Wenn, mit einem gewissen Parfum von Dandyismus versetzt, Mumien sich mechanisch durch die Reihen der Lebenden bewegten, sie wären nicht weniger anmuthend, als diese geistig und gemüthlich Abgestorbenen.

Nun, es muß auch solche Käuze geben, wie sich am belaubten Baum verdorrte, abgestorbene Aeste und Zweiglein zeigen, denen der schönste Lenzsonnenschein auch kein Knöspelein oder Blättlein zu entlocken vermochte. Am Baum aber hat Niemand noch diese Dürre schön gefunden und künstlich hervorzubringen gesucht. Die Blasirten dagegen finden, wie schon gesagt, respektvolle Bewunderung, häufige Nachahmung, denn Blasirtsein ist elegant, es beweist, daß man schon Alles mitgemacht, das Leben so durchgekostet hat, daß es einem

nichts Neues mehr zu bieten vermag. Und das ist doch gewiß elegant.

Für die bewußten Humoristen sind diese gemachten Blasirten wohl mit die komischesten Figuren, welche die kaleidoskopische Gesellschaft ihnen bietet. Die Maske der Gleichgiltigkeit sitzt ihnen nicht fest, mitunter verrückt sie sich, und ein Strahl natürlicher Erregung blitzt hervor, wird aber sogleich wieder wie ein Verbrechen, ein Schandmal verhüllt und desavouirt. Sie gehen den Ausdrücken, „köstlich! entzückend!", welche die ewig Vergnüglichen so verschwenderisch gebrauchen, mit ängstlicher Sorge aus dem Weg; verirrt sich trotzdem ein solcher gelegentlich auf ihre Lippen, so wird er doch durch den schleppenden, matten Ton zur Hälfte mindestens paralysirt, denn ein Hauptmerkmal des Blasirten ist, daß er immer leise verhallend spricht, als reiche der Athem kaum mehr bis an's Ende des Satzes. In seiner Vortragsweise gibt es kein Crescendo und kein Brio, sie ist monoton, wie wüstes Haideland. Selbstverständlich ist auch das Lachen als ein Zeugniß pöbelhafter Erregbarkeit strengstens verpönt, höchstens ein mattes Lächeln gestattet, das im Entstehen schon verlischt. Tödtliche Erschöpfung der seelischen Kräfte möglichst naturgetreu darzustellen, ist die anmuthende Aufgabe der blasirten Elegants, sie müßten die Langweile in Permanenz erklären, um zur Crême gestempelt zu sein: die einzige freie Gefühlsäußerung, welche sie sich gestatten, ist das Gähnen.

Die Nachbeter sind nun ängstlich bemüht, in diesen Fußstapfen nachzutreten, sie haben zu diesem Zwecke mit vieler Aufopferung sogar ein künstliches Gähnen erfunden, und sind daran, von den echten Blasirten aus innerem Beruf zu unterscheiden, daß sie mit diesem Freimaurerzeichen so verschwenderisch umgehen, wie die stets Unterhaltenen mit ihrem

Beifall. Es ist ihnen Ehrenpunkt, nie hingerissen zu werden, im Theater, Konzert, bei welchem Kunstgenuß immer, sie dürfen der erhabenen Pflicht des Indifferentismus nie ungetreu werden, müssen mit aller Gewalt jede Reflexbewegung im Keime ersticken. Ebenso in der Konversation. Die Beistimmung läßt sich ziemlich leicht hintanhalten, aber auch der Widerspruch darf durch die kühnsten Herausforderungen nicht hervorgelockt werden, dies wäre ja das beschämende Zeugniß, daß man noch einiger Wärme fähig sei. Wie der Nebel eine Herbstlandschaft, so muß die stumpfe Langweile den ganzen Menschen de pied en cape einhüllen.

Parvenu's in dieser edlen Kunst haben mit der Gleichmäßigkeit dieser sie umgebenden Atmosphäre gar viele Mühe. Sie sind zu eifrig in der Gleichgiltigkeit. In der Gesellschaft, wie im Kaffeehause und Theater, auf dem Lande, wie auf Reisen und in ihrer beneidenswerthen Familie, immer und überall, erheben sie alle Augenblicke unaufgefordert ein Klagelied über die Langweile. Vous y mettex trop de zêle, möchte man ihnen mit Talleyrand zurufen: Seht Eure Vorbilder an, sie sind über die Energie der Klage schon hinaus, nur manchmal noch entschlüpft sie ihnen im Gewande einer gelispelten thatsächlichen Bemerkung, sie wissen ja, daß ihr ganzes Thun und Lassen die Langeweile und Langweiligkeit genugsam implizire: wozu da noch die Anstrengung des Sprechens.

Gar tragikomisch nimmt sich die jugendliche Schaar unter diesen Adepten der Blasirtheit aus. Auch sie, die noch kaum erst von dem vollen Becher genippt, geberden sich über alle Be- und Verwunderung längst hinaus, keiner Erregung mehr fähig. Was neu und reizvoll an sie herantritt, wird

verächtlich bei Seite geschoben, als wäre es längst schon durchprobt und schaal befunden worden. Absolute Schlaffheit ist das Ideal dieser schnellkräftigen Jugend, und sie dämpft und experimentirt an sich herum, bis sie es erreicht oder doch nachgebildet hat. Bricht mitunter aller Vorsicht zum Trotze eine natürliche Regung, ein wärmerer Laut hervor, so wird er sogleich korrigirt, wie ungefähr Jemand, welcher mit dem Hochdeutsch kokettirt, sich erschrocken verbessert, wenn er unversehens in den heimatlichen Dialekt verfallen.

Noch eine Kategorie langweiliger Gelangweilter gibt es, die es weder mit Absicht noch aus absoluter innerer Nöthigung sind, und eben diese floriren in Wien höchst üppig. Es sind das Leute, welche prätendiren, unterhalten zu werden, und zu träge sind, irgend etwas dazu zu thun. Besuchen sie eine Gesellschaft oder Redoute, so betrachten sie alle übrigen Anwesenden als Akteure, ihr Ich als das Publikum, das zu amüsiren die heilige Pflicht dieser Uebrigen ist. Sind die Anderen nun so egoistisch, auf dies einseitige Spiel nicht einzugehen, oder so ungeschickt, nicht den richtigen, ihnen nicht einmal angeklungenen Ton zu treffen, so sind sie nun unverantwortlich langweilig, wie das Leben überhaupt, in dem solche Vorkommnisse sich häufen. Alle für sie und sie für Niemand, nicht einmal für sich selbst. Je passiver sie sich verhalten, um so mehr Aktivität verlangen sie von den Anderen, und sind sittlicher Entrüstung voll, wenn sie sich in ihren Erwartungen getäuscht sehen, was meist der Fall ist, da sie gewöhnlich sogar zu träge sind, das Gebotene zu erfassen, sich mit ihm in Beziehung zu setzen. Wenn sie in einer Gesellschaft die Mehrheit bilden — was mitunter vorkommen soll — dann stagnirt alles Leben und die Regsten

selbst unterliegen dem lähmenden Einflusse, unter dem nur das ewige Lächeln der ewig Vergnügten nicht gefriert, die auch dann noch versichern, sich „köstlich“ unterhalten zu haben.

Von den Leuten, die Vorlesungen beiwohnen.

— Aber so spät, beste Sidonie! bewillkommte die Hausfrau eine Dame, deren dunkles Wellenhaar sich über glänzenden Augen und einer fein wie scharf gebogenen Nase wölbte.

— Sie wissen ja doch, liebe Freundin, daß ich jetzt keinen Abend früher zu haben bin. Ich gehöre kaum mir selbst an. Mein Arzt behauptet, diese Lebensweise wäre aufreibend, aber ich kann sie doch nicht lassen, denn was wäre, das Leben werth, wenn man alles Interessante, das es bietet. meiden müßte. Doch fühle ich mich wirklich angestrengt, nahezu erschöpft, nein, keinen Thee, etwas fleurs d'oranges

— Sie sollten sich wirklich mehr schonen, sich nicht so überanstrengen.

— Nein, ein schlechter Soldat, der seinen Posten verläßt. Sie wissen, ich lebe nur den geistigen Interessen, und kümmere mich nicht um Nervenschwäche und körperliche Leiden, wenn es ihre Befriedigung gilt. Keine Sitzung, keine Vorlesung darf mir entgehen. Professor W. sagte neulich, als ich etwas spät in den Jordan'schen Vortrag kam: „Eben, meine Gnädige, wollte ich nach Ihrem Hause eilen, da ich Sie nicht sah im Saale, fürchtete ich, Sie seien schwer erkrankt.“ Es kommt jetzt wirklich viel zusammen, die Parlamentssitzungen und all' die mannigfachen Vorlesungen! Wie gesagt, ich lasse keine aus; mein Arzt behauptet, ich würde

noch als Revenante in all' den Hörsälen herumspuken; aber wirklich einige meiner Freunde, die mich zu sprechen wünschten, suchten mich in der Handelsakademie und dem akademischen Gymnasium, im Musikvereinssaal oder dem Herrenhause auf. Doktor L. meinte bei Eckardt: „ich war sicher, Sie hier zu treffen, intelligence oblige." Wenn ich einmal an einem dieser Orte wegbliebe, man würde glauben, ich sei gestorben.

— Sie besuchen also sämmtliche Vorträge?

— Natürlich. Ich höre Dr. Grün, Jordan, Eckardt, Dr. Reinisch, Rösler, Wymetal, Zerbony und den Cyklus in der Handelsakademie. Ist nicht Alles, jeder Zweig des Wissens interessant, können wir nicht überall, wenn es uns nur ernst ist, Bildung und Anregung schöpfen? Ich scheue kein Opfer, keine Anstrengung, an der meinen zu arbeiten. Es ist das ein Kult, den ich nahezu mit Leidenschaft betreibe. Nichts auf diesem Gebiete darf mir entgehen, ich war beinahe trostlos darüber, daß einige dieser Vorlesungen zusammenfielen, und ich so eine oder die andere einbüßen mußte, denn, ich wiederhole es, jede ist interessant, aus jeder können wir Nutzen ziehen.

— Sicherlich. Hören Sie nicht auch Professor Tauschinsky? Ich kann mich nicht erinnern, Sie dort getroffen zu haben, und das ist bei Ihrem so lebendigen Interesse wirklich jammerschade, denn er beherrscht bei freiem Vortrag seinen Gegenstand und die Sprache meisterlich. Wenn Schopenhauer mit Recht die Klarheit die Höflichkeit des Philosophen, wie Pünktlichkeit jene der Könige nennt, so ist Professor Tauschinsky jedenfalls unter den Vortragenden der Höflichsten einer, ohne dabei im Mindesten an triviale Popularisirung zu streifen.

— Himmel, das sagen Sie mir so spät, Sie unfreundliche Freundin! Wo trägt er vor? Hat er ein zahlreiches elegantes Publikum?

— In der Realschule am Hohenmarkt an Sonntagen um neun Uhr Früh. Ein elegantes Publikum? Nein, aber ein zahlreiches und aufmerksames. Seine Vorträge sind unentgeltlich.

— Unentgeltlich? In einer Realschule? Da wird der Saal wohl wenig soignirt sein. Und welch' ungeschickte Stunde. Neun Uhr Früh! Das ist doch wohl nur für die unteren Stände berechnet. Wer kann um neun Uhr Morgens eine Vorlesung besuchen? Da wäre die Mitternacht noch eine passendere Stunde. Sie wissen, ich scheue kein Opfer, wo es Bildung gilt, aber das würde mein Arzt nie gestatten. Und ein so arg gemischtes Publikum, wie es sich immer bei unentgeltlichen Vorträgen einfindet! Impossible, meine Theure! Doch ich muß mich an den Kamin setzen, ich fröstle, die Sitzung im Herrenhause und der Vortrag Eckardt's war wirklich viel für einen Tag. Mein Mann prophezeit mir immer, ich werde mich im Dienste des Geistes aufreiben. Aber nur das geistige Interesse verleiht dem Leben höheren Werth, ihm zu Liebe scheue ich keine Anstrengung.

— Wenn ich heiraten würde — sagte ein alter Hagestolz und Gourmand, als die Damen sich entfernt hatten —, ich würde in den Ehekontrakt die Klausel aufnehmen, daß Frau und Töchter nie Vorlesungen besuchen dürfen. Bei all' den geistigen Interessen leidet das Interesse für den Gatten und sein Behagen kläglichen Schiffbruch. Man läuft Gefahr, statt einer Schnitte Straßburger Pastete ein Stück Kultur- oder Literaturgeschichte zu bekommen, und statt mit Austern von Ostende mit einer Rhapsodie über den feuchten

Nibelungenschatz regalirt zu werden. Dieser Bildungsschwindel benimmt unseren Frauen allen Zauber der Weiblichkeit.
— Ohne den Kochlöffel als das Symbol des ewig Weiblichen zu betrachten — bemerkte ein alter Professor, den mehr gründliches Wissen, als Beredsamkeit auszeichnet — möchte ich doch Ihrer Antipathie gegen diese Gattung Vorlesungen beistimmen. Es ist eine Art Sakrilegium, eine Profanation, den Schleier wegzuziehen vor der ungeweihten Menge. Und was soll sie haben an solchem Stückwerk, einem losgerissenen Glied der Kette, das zu fassen ihr jedenfalls die Vorbildung fehlen muß, denn nicht von dem materiellen Brote des Lebens allein steht es geschrieben: „Du sollst es Dir erwerben im Schweiße Deines Angesichts.“ Das ist so recht die feile Kokettcrie unserer pietätlosen Zeit, den großen Haufen gewinnen, indem man ihm die Pforten des Tempels öffnet, ohne Scheu, daß damit seine heilige Stille gestört werde. Der Himmel sei vor, daß ich nicht wünsche, das Wissen verbreitet zu sehen, bei Frauen wie Männern, aber mit würdigem Ernste, nicht im frivolen Spiele darf es geschehen. Gründlichkeit ist die Basis der wahren Bildung, der einzigen, vor der man Achtung haben kann. Wenn z. B. eine Dame meine dreizehn Bände über den religiösen Kult der Hindus aufmerksam und wiederholt durchgearbeitet hat, so wird sie, ich darf es sagen ohne unbescheiden zu sein, im Succus das seit Jahrhunderten angesammelte Wissen empfangen und diesen höchst merkwürdigen und wichtigen Gegenstand approfundirt haben, so weit es der heute so vorgeschrittene Standpunkt der Wissenschaft gestattet. Aber so viel man auch von Bildung faselt, der rechte Ernst fehlt, bei Männern wie Frauen, mein Verleger klagt bitter über die geringe Theilnahme des Publikums an wahrhaft gediegenen Werken. Die

Wissenschaft wie die Kunst will man herabwürdigen zu einem Gegenstande der Unterhaltung, und wehe, dreimal wehe, ihre eigenen Priester sind es, welche die Hehre auf offenem Markte dem Blicke der Neugierigen preisgeben, den Schleier mit frevelnder Hand von ihrem hoheitsvollen Antlitz reißen.

— Sie haben recht — unterbrach ein griesgrämig blickender Herr, dem das Whist als die schönste Lebensaufgabe vorschwebt — die ganze Gelehrsamkeit ist nur Unterhaltung, Modesache. Wenn man ehedem in einen Salon trat, fand man etliche Spieltische aufgeschlagen, und das gesellige Vergnügen war sogleich im Gange, heutzutage muß man nach des Tages Last und Mühe erst noch einen Vortrag in Kauf nehmen, oder über ein Dutzend solcher referiren hören. Wollte man gesprächsfähig sein, man müßte sie auch alle besuchen. Heute ästhetisiren die Damen statt sich zu rougiren, und man muß noch dem Himmel danken, wenn sie nicht gar den Ungeschmack besitzen, sich mit Druckerschwärze zu schminken. Das ist der Tod aller Gemüthlichkeit; wollte man auf Eroberungen ausgehen, man müßte, das Herz unserer gelehrten Schönen zu rühren, sich hinter einen Tisch mit zwei Lichtern und einem Glas Zuckerwasser pflanzen und ein paar Stunden lang über das Hausgeräth der Pharaonen schwatzen.

— Ja, wirklich, seufzte ein sporenklirrender, schnurrbartdrehender Lieutenant. Es ist eine wahre Vortragsepidemie. Die Damen und die Vorgesetzten sind wie versessen d'rauf. Als ob es für Männer, die schon auf dem Schlachtfelde die Bluttaufe erhalten haben, nicht demüthigend wäre, wie die Schulknaben vor so einem Federfuchser dazustehen, oder gar, wenn einem der Dienst Zeit ließe, selbst solches Zeug auszuarbeiten. Trifft einen das große Loos, einmal in Wien

garnisonirt zu sein, so hat man mit dem Theater genug zu thun. Das neue Ballet heißt nicht viel, aber ich habe es doch schon dreimal gesehen, jedenfalls ist die Lucas interessanter als die preußischen Landwehr= und österreichischen Revolutionsmänner, die jetzt das große Wort führen! Auf Parole, Gelehrte soll man nicht machen aus uns! Aber es steht schlimm um den Patriotismus, wenn die Damen einen solchen Phrasenhelden einem schlichten Marssohn vorziehen! — Damit wandte er sich mißmuthig einer schönen Dame zu, ihren Geschmack und Patriotismus auf die Probe zu stellen

— Sie sind wahrlich ungerecht gegen die Vortragenden und ihr Publikum — mischte sich ein junger Mann in die Diskussion. Es ist Beiden weit mehr Ernst als Sie meinen. Die Mission dieser Vorträge ist, auf den verschiedensten Gebieten das Interesse zu wecken, anzuregen. L'appetit vient en mangeant, der Same geht auf in gutem Boden; in wie Vielen erwacht nicht nach einem interessanten Vortrag das Verlangen, sich durch Lektüre noch weiter über den Gegenstand zu unterrichten, und wem es an Zeit dazu gebricht, der hat doch durch ein abgeschlossenes, abgerundetes Bild wenigstens seinen Ideenkreis bereichert.

— Ach ja, die ehrwürdige Wissenschaft — eiferte der Professor — zu einem Zerstreuungsmittel degradiren. Das was durch Jahrhunderte die bedeutendsten Männer in mühevollem, unerschrockenem Forschen zu Tage gefördert, zu einem mundgerechten Bissen komprimiren, mit einigen pikanten Zuthaten — oh der Schmach! — würzen, daß es den trägen Gaumen reize, und dann in den zum Gähnen geöffneten Mund schieben, zu eitelm Zeitvertreib, das ist die Mission der Wissenschaft nach der modernen Definition! Sehen Sie die geputzten Damen und lorgnettirenden Herren in ihren ele=

ganten Hörsälen an, wenn mitten im Vortrage eine extravagante Schleppe hereinrauscht, desertirt Blick und Aufmerksamkeit sogleich dem interessanten Dozenten und seinem interessanten Thema, um sich der neuesten Schöpfung einer Modistin zuzuwenden, darüber zu zischeln und zu witzeln. Ist das der gute Boden, von dem Sie phantasiren? Ein echter Mann der Wissenschaft dürfte das nicht ertragen, müßte einem verehrlichen P. T. Publikum für solche Nichtachtung tüchtig den Text lesen und sein Heft zuklappen. Anregung! Wenn durch Jahrhunderte lang erworbenes und gesichtetes Wissen, wenn das Studium eines ganzen Lebens nur zur Anregung einiger Müssiggänger ausgekramt werden soll, auf Gerathewohl, ob irgend einer darunter auch nur ein Körnchen davon in sich aufnimmt! Schöngeisterei! nichts als Schöngeisterei von beiden Seiten!

— Gewiß sind Sie viel zu streng selbst gegen die elegante Welt! Jedenfalls ist es schon ein Fortschritt von ihrer Seite, wenn sie sich an solchen Orten einfindet. Vielleicht sind ihre geistigen Prätentionen wirklich manchmal nur gemacht, allmälig aber werden sie dann wirklich wahrhaft empfunden werden; was erst Zerstreuungsmittel war, wird Bedürfniß werden, wie es in anderen Großstädten war und ist. Pedantische Gründlichkeit würde dieser Metamorphose kaum förderlich sein. Wenn Sie übrigens ein wahrhaft aufmerksames, dankbares, und obwohl sehr „gemischtes“ so doch durchaus feinfühliges Publikum beobachten wollen, so besuchen Sie die Vorlesungen im Museum, im grünen Saal der Akademie, jene der Professoren Kletzinsky, Brüll, Tauschinsky, da sitzen alte ergraute Männer, welche ihrem Tagewerk mühsam die Erholungsstunden abgerungen, neben jungen Burschen, aufmerksam hörend und notirend, schlichte

Frauengestalten in einfachem Wollenkleide, ohne jedes Attribut der Mode, aber andachtsvoll lauschend. Auch da, in diesen weniger „soignirten“ Sälen sind hie und da einige elegante Elemente eingestreut, aber Mangel an ehrlichem ernsten Streben ließe sich, der äußeren Haltung nach, nur selten einem der Anwesenden vorwerfen.

— Bester Professor, wandte sich näher kommend eine alte, in schwarze Seide gekleidete Dame von höchst wohlwollendem Aussehen, an diesen — Sie haben doch keine Antipathie gegen Vorträge? Aufrichtig gesagt, ich spekulire auf Sie. Sie wissen, ich bin Vorsteherin einer Kleinkinderbewahranstalt, und will nun zum Besten der lieben, armen Kleinen eine Akademie arrangiren; das Programm ist schon zusammengestellt, sehr glücklich, pikant gemischt, so daß es ziehen muß, nur eine Nummer fehlt uns noch, zwischen der Zitherproduktion und dem kleinen Ballet. Sie haben ja so viel Herz als Gelehrsamkeit, möchten Sie nicht die Pause durch einen Vortrag aus Ihrem großen Buche füllen? Heutzutage ist so eine Akademie nicht gentil, wenn man nicht auch schweres Geschütz aufführt. Die Leute wollen für ihr Geld gar vielerlei, nicht nur Unterhaltendes, auch Trockenes, Belehrendes. Jetzt sind ja die kleinen Mädchen in den kurzen Kleidern zehnmal gescheidter und unterrichteter als wir waren, wenn wir zum Traualtar gingen. Das ist der Segen dieser vielen Vorlesungen, es muß ja etwas davon hängen bleiben, meine Enkelinnen erzählen mir so viel daraus, daß ich selber in meinen alten Tagen noch ganz gelehrt werde. Ja, wenn man jetzt jung ist, kann man mit Leichtigkeit was vor sich bringen, aus purer Unterhaltung, während man zu meiner Zeit über den Meidinger gar nicht hinauskam. Sie lesen vor dem Ballet, nicht wahr?

Dem grimmerbleichten Professor ward die Entgegnung abgeschnitten, die Dame des Hauses geleitete Frau Sidonie zurück, diese machte gerade vor unserer Gruppe noch Halt, und suchte ihre Freundin zu persuadiren.

— Wirklich, Beste, Sie müssen sich aufraffen! Was helfen alle die obskuren Vorträge in diesen entlegenen Lokalen, Niemand weiß davon. Sie sind es Ihrem Rufe als geistreiche, feingebildete Frau schuldig, alle diese eleganten Vorträge mitzumachen. Sie werden sich doch von der K., der L., der Z. nicht überbieten lassen wollen? Jede macht wenigstens drei bis vier Cyklen mit, und Sie wollen sich in Ihrer Realschule vergraben? Eckardt versammelt ein exquisites Publikum, die Crême kann man sagen, da dürfen Sie nicht fehlen. Es ist viel zu gleicher Zeit und anstrengend zweifelsohne, aber ich scheue keine Opfer, keine Anstrengung, wo es den Kult des Geistes gilt.

Von Jenen, welche die Kirchen besuchen.

Es ist merkwürdig, wie scharf ausgeprägt und markirt verschieden sich die Physiognomie der Kirchen in der inneren Stadt darstellt. Wie sehr auch die mannigfachen Baustyle kontrastiren, so gibt sich doch nicht in architektonischer Beziehung diese Verschiedenheit am grellsten kund; das Publikum, das die Kirche besucht, bildet dieselbe.

Jede Kirche hat so ziemlich ihr ständiges Publikum, und es wäre ein Trugschluß, anzunehmen, daß sich dieses zumeist aus der Nachbarschaft rekrutire, daß die Weihe des Ortes das Nebensächliche der Oertlichkeit verdränge. Auch um den Altar und die Kanzel herum kristallisirt sich eine Koterie,

deren einzelne Glieder in ihrem Eifer nicht selten so weit gehen, für ihre Kirche — nicht konfessionell, nur örtlich gemeint — eine Ausnahmsweihe in Anspruch zu nehmen und alle anderen als minder geeignete und erhebende Betstätten anzusehen. Selbstverständlich halte ich da nicht die Predigten und die Zuhörerschaft, welche sie versammeln, allein im Auge. Diese Sonderung tritt auch ebenso scharf beim anderen stummen Gottesdienste hervor.

Wie viele Beobachtungen macht man rein instinktiv, trägt sie mit sich herum, ohne sie sich recht zum Bewußtsein zu bringen, bis ein besonders drastischer Eindruck sie alle lebendig macht und zu Einem Bilde konzentrirt. So erging es mir über diesen Gegenstand am vorigen Sonntag.

Kurz vor zwölf kam mir am Franziskanerplatz die Baronin X. entgegen, mit gerötheten Wangen, beinahe athemlos, den anmuthig majestätischen Gang zum Sturmschritt umgewandelt. Sie rief mir zu:

— Ich muß mich eilen, um nicht zur Zwölfuhr-Messe zu spät zu kommen.

— Nicht doch, es fehlen noch sieben Minuten auf zwölf Uhr und Sie haben nur mehr zehn Schritte zur Kirchthüre.

— Ich werde doch nicht in diese Dienstbotenkirche gehen?

Das war gewiß ein großes Wort, gelassen ausgesprochen. Eine Frömmigkeit en gants blancs, die sich durch die Nähe Unbehandschuhter aus dem Konzept gebracht fühlt! Es ist ein eigenes Ding um die elegante Frömmigkeit, das erweist auch die Minoritenkirche. Es gibt Elegants, die sich nur zur Andacht aufschwingen, wenn das Gloria und Sanctus von Comtessen-Kehlen angestimmt wird; berichtet die Zeitung im Vorhinein, daß Gräfinnen — oder auch Opern-

sängerinnen — die Solopartie übernommen, so empfinden sie das sonst selten empfundene Bedürfniß nach Kirchenbesuch und stellen sich schaarenweise ein; sie sprechen dann so geläufig von dem hellen Sopran der Comtesse X. und dem klangvollen Alt der Comtesse Y., als wären sie so bevorzugt, diese Damen in ihren Boudoirs zu belauschen. Das Benehmen der Italiener in dieser ihrer Nationalkirche erregt bei den deutschen Anwesenden einigen Anstoß. Wir sind in unseren Gefühls- und Gedankenübergängen etwas schwerfälliger und begreifen nicht recht, wie diese schwarzäugigen und lockigen Gestalten, die eben vor einem Augenblicke noch vor dem Altare platt prosternirt waren, ihm jetzt, inmitten der heiligen Handlung, so kaltblütig den Rücken kehren, um das Chor zu mustern und über das herrliche Mosaik-Gemälde Leonardo da Vinci's zu plaudern.

Die Schottenkirche nimmt, wenn auch nicht gleichzeitig, die verschiedenartigsten sozialen Elemente in sich auf. Von sechs bis neun Uhr die Käuferinnen und Verkäuferinnen vom Hof und der Freiung, meist einen vollgefüllten Korb zur Seite; von neun bis eilf Uhr die bureaukratischen Elemente der Nachbarschaft, zu welchen der Schotten- und Mölkerhof allein schon ein äußerst zahlreiches Kontingent stellt, später die aristokratischen Bewohner der nahen Paläste; die Damen, welche unter dem Frou-Frou ihrer schweren Seidenroben mit tiefer Reverenz in die Bank gleiten und von dem Diener, mit dem weichgepolsterten Kniekissen und dem Gebetbuche in dem wappengestickten Futteral, gefolgt werden. Hier erscheinen auch Kavaliere sporadisch.

Die Kirche am Hof ist meist wenig besucht, wenn nicht ein eminenter Kanzelredner, wie vor wenigen Jahren noch der unvergleichliche Kanonikus Veith, sie bis in alle Ecken

und Winkel füllt. Sonst zeichnen sich ihre Besucher durch nüchtern schlichtes Aussehen aus.

Die herrliche Blüthe gothischer Baukunst, die Kirche Maria am Gestade, zieht ihre Besucher aus den fernsten Theilen der Residenz an. Wer an Sonntag-Morgen an ihr vorübergeht, sieht um sie herum malerische Gruppen gelagert. Hohe, bei aller Hagerkeit starkknochige Männergestalten in Wollenmänteln von zweifelhafter Weiße, das braunglänzende Gesicht, das dunkle, wirrlockige Haar vom breitrandigen Filzhut überschattet; die Weiber im Mieder und grellfarbigem Kopftuch. Während die Ersteren ziemlich schweigsam die im Gürtel steckende kurze Pfeife streicheln, lassen die Letzteren fleißig den Wohllaut des czechischen und slovenischen Idioms erklingen. Die zahlreiche Kinderschaar, in mangelhafter Toilette, von mangelhafter Reinlichkeit, verfehlt nicht, jeden Passanten stürmisch zur christlichen Tugend der Mildthätigkeit aufzufordern. Später wird dieses bunte Bild durch ein viel monotoneres verdrängt. Eine Unzahl schmaler, dunkler Gestalten, alle nach einem ähnlichen und der Mode feindlichen Zuschnitt sammeln sich hier.

Die exquisite Musik in der Hofkapelle versammelt so zahlreiche Andächtige, als die enge Räumlichkeit nur fassen kann. Ernste Musikkenner und Kennerinnen, welche die Feinheiten der Ausführung zu würdigen verstehen, denen im Entzücken manchmal das Gebetbuch entsinkt, zum Aergerniß Jener, welche höchstens die Berechtigung von Liedern ohne Worte anerkennen, aber über deren Begriffsvermögen die Subtilität eines Gebetes ohne Worte hinausgeht.

Auch in der Peterskirche übt die Musik an Sonntagen ihre mächtige Anziehungskraft; während des Hochamtes ist sie in allen Oratorien wie im Schiffe gedrängt voll. Die

Crême des bürgerlichen Mittelstandes — wenn es erlaubt ist, diesem eine Crême zu vindiziren — hat sich im Putze eingefunden. Schon während des Gottesdienstes stellt ein leises Nicken und Lächeln, ein gelegentliches Geflüster heraus, daß sich hier verschiedene Kreise Bekannter regelmäßig finden, was nach demselben evident wird, denn schon während des Herausdrängens sind unzählige Konversationen im Gange, und im Freien bilden sich allenthalben kleine, aber animirte Gruppen. Unmittelbar nach dem letzten Orgeltone ertönt vom Chore ein lebhaftes Geschwirr, in das sich nicht selten nur ein halb unterdrücktes Lachen mischt, mit dem die Sängerinnen sich für den gehobenen Ernst der letzten Stunde entschädigen. Von der Thüre des Chors bis zur Ausgangspforte haben sie durch ein Spalier von Herren zu schreiten, draußen werden sie von Bekannten und Verwandten umringt. Am Peter zu singen, ist der Ehrgeiz mancher Dillettantin und der glückliche Regenschori daselbst soll sich nur selten in Verlegenheit um Mitwirkende befinden.

Nur um einige Schattirungen gedämpfter, abgeblaßter, nüchterner und schlichter ist zur selben Stunde das Bild in der Augustinerkirche. An Wochentagen ziemlich leer, ist sie an Sonntagen überfüllt.

Auf einige, wenige Kirchen übt im Besuche der Sonntag nur unerheblichen Einfluß aus; zu diesen zählt die kleine des deutschen Hauses. Heute wie gestern und morgen dieselben Gestalten, welche die Bänke nur zur Hälfte füllen. Zumeist alte Damen und Herren von gentiler Schlichtheit, die hier in der abgeschlossenen Ruhe am besten Sammlung zu suchen und zu finden meinen. Wie es scheint der Mehrzahl nach Personen, welche, des Lebens Tagewerk schon hinter sich, seinen Abend in würdiger Beschaulichkeit schließen wollen.

Kennen Sie einander, so verräth dies höchstens ein freundlicher Blick, ein leichtes Neigen des Hauptes, aber kein geflüstertes Wort unterbricht die Stille des Ortes, obwohl die Andächtigen sich schon lange vor der Messe einstellen und auch nach derselben noch geraume Zeit verweilen. Der kleine Tempel ist von der skrupulosesten Ordnung und Reinlichkeit schön geschmückt, aber einfach, ohne jegliche Ueberladung an Zierrath. Von den Wänden sehen theilweise schon verblichene Schilder abgeschiedener frommer Deutschherren auf die Anwesenden nieder. Es herrscht in diesem Raume eine Athmosphäre, welche unwillkürlich an das kleine, so stimmungsvolle Gedicht Goethes: „Ueber allen Wipfeln ist Ruh'" gemahnt.

Was wohl in der etwas düster-kahlen Dominikanerkirche alltäglich so große Anziehung auf die Bonnen, Kindermädchen und Frauen üben mag? Weibliche Wesen mit Kindern auf den Armen, an den Händen und den Falten ihres Rockes drängen sich da, zwischen den ältesten Männern und Weibern von bedürftigem Aussehen. Hier bewegen Alle bei stillem Gebete emsig die Lippen und fallen bei dem intonirten Gesang mit mehr Energie als Genauigkeit ein. Häufig angebrachte, etwas abenteuerliche Fiorituren gereichen der Harmonie nicht eben zum Vortheil. Nirgend sieht man so viele kleine Wachskerzen als Opfer verglosen, als in dieser Kirche.

Noch eine Kirche wird nicht allzu kontrastirend fühlbar influenzirt vom Verlauf der Woche. Es ist jene am Universitätsplatze. Auch an Wochentagen staunt man über die Menschenmenge, welche nach dem Gottesdienste über die breite Treppe herabströmt, so daß man bei dem Zufluß, welchen die Sonn- und Feiertage naturgemäß noch ergeben. nicht begreift, daß die Kirche eine so gewaltige Menge fassen

könne. Die Elemente, welche in der Schottenkirche sich nur nacheinander einstellen, sind hier nebeneinander zu treffen. Die grande dame koudoyirt hier die schlichte Bürgersfrau und das Weib aus dem Volke. Auch ist das starke Geschlecht, vom Kavalier bis zum Handwerker, stärker vertreten als in anderen Kirchen. Der pompöse Gottesdienst wirkt imponirend auf die Menge, die ihm still aufmerksam folgt. Wie kaleidoskopisch bunt auch das Bild ist, es liegt eine Lasur über demselben, welche allen seinen mannigfachen Bestandtheilen einen gleichmäßigen, eigenthümlichen Schimmer verleiht und sie charakterisirt.

Der Wiener Augentrost und Stolz, die Kathedrale, der Stephansdom, faßt wieder eine ganze Menge Nuancen in sich. Gleich links beim Eingange in einer kleinen Kapelle und vor dem Gitterthore derselben liegen vom Auf- bis zum Zusperren weibliche Wesen jeden Alters auf den Knieen, das Altarbild ist die sogenannte „Dienstboten-Mutter" und die Knieenden flehen sie um einen guten Dienst an. Vorn am Hochaltar ist wieder ein Stück eleganter Welt zu finden, in den hohen geschnitzten Seitenstühlen sucht ernste Beschaulichkeit vor allfallsiger Zerstreuung Zuflucht, schlägt aber mitunter in ein Schläfchen um.

Um die verschiedenen Altäre kristallisiren wieder verschiedene Gruppen, um jenen der „schwarzen Muttergottes" zieht sich beinahe immer ein Kranz alter Weiber, welche mit schriller Stimme den Rosenkranz rezitiren, ohne sich im Mindesten zu scheuen, irgend ein wirklich in Andacht Versunkenes damit zu stören und nicht mit Einstimmende mißwollend betrachtend. Im Mai- und Marienmonat ist der schön und reich mit Blumen geschmückte Altar stets umdrängt, und Mehre noch unter den Armen als den Eleganten lassen eine Gabe gleiten

in die Sammelbüchse, welche die klassische Aufschrift trägt: „Zur Erhöhung der Maiandacht.“ Wird man im Mittel- und Vordergrund durch das häufige Ab- und Zugehen gestört, so bieten die letzten Bänke am Riesenthore Manchem die zur Betrachtung gewünschte Ruhe. Von da aus nimmt sich, namentlich im Dämmerlichte des Abends, wenn am Hochaltare die Kerzen schimmern, der Bau wahrhaft magisch aus.

Die der h. Anna geweihte Kirche versammelt in ihrem ziemlich beschränkten Raume an Sonntagen eine aufmerksame Menge. Einer der Prediger daselbst hat jedoch einstmals die Vermuthung ausgesprochen, daß nicht die Frömmigkeit ausschließlich diese Anziehung übe, sondern auch ein praktischer Zweck. Alle vierzehn Tage nämlich ist dort französische Predigt, und eben an diesem zweiten Sonntag immer große Besuchsfluth, was allerdings die Vermuthung rechtfertigt, daß einige Anwesende mehr um die Auffrischung ihrer Sprachkenntnisse als ihrer Frömmigkeit beflissen sind. Besonders deutsche Erzieherinnen und junge Beamte, welche sich der diplomatischen Laufbahn zu widmen gedenken, unterliegen dieser gravirenden Verdächtigung. Zufällige Besucher gerathen manchmal in arge Verlegenheit, wenn sie von der Kanzel die fremde Sprache tönen hören, denn mitunter sind Solche darunter, welche sie nicht verstehen und die zwar keinen Moment zögern, eine deutsche Predigt durch ihr beliebiges Fortgehen zu stören, die aber hier sich lieber zu einem stündigen verständnißlosen Horchen resigniren, als ihre sprachliche Unkenntniß zu verrathen. Diese Unglücklichen sehen häufig bei den gleichgiltigsten Stellen mächtig ergriffen aus und bekreuzen sich eifrig bei dem Namen Christi, so zu dokumentiren, daß sie wirklich französisch verstehen.

Bei den Kapuzinern versammelt sich ein ernsteres und älteres Publikum. Mittelstand mit bureaukratischer Färbung, von trockener, strikter Haltung, die mehr das Gepräge der Gewissenhaftigkeit als des Schwunges trägt.

Um so buntschillernder ist dagegen wieder die Versammlung in der Michaelerkirche an Sonntagen. Während die Städter nach der Gnadenkirche zu Mariahilf wallen, zieht die Andacht die Mariahilfer und Josephstädter nach der innern Stadt und sie folgen dem Rufe im glänzendsten Staate der schönsten Gala. War man in der Michaelerkirche fromm, so genießt man beim Austritt aus derselben die Befriedigung, seine frais de toilette nicht verloren zu sehen, denn monocle- und binoclebewaffnete Schaaren halten hier Revue ab. Zögert man ein wenig, so kann man gleich auch noch die Regimentsmusik am Burgplatz genießen.

Wie die Veilchen im Grase, sind in der bunten Menge die schlichten Beter verloren, die dem innersten Drange ihres Herzens gehorchend, hinknieen, unbekümmert um die Außenwelt. Ist ihre Zahl größer als es auf den ersten Blick erscheinen mag, so entzieht sie eben ihre anspruchslose, in sich versenkte Haltung der Aufmerksamkeit. Immerhin aber mag ein altes englisches Gedicht, das mir eben in den Sinn kommt, noch nicht als veraltet anzusehen sein. Es lautet:

„Viele gehen zur Kirche, einen Spaziergang zu machen;
Viele gehen hin, zu plaudern und zu lachen.
Viele hoffen einen Freund dort zu finden,
Viele sich der Langeweile zu entwinden.
Viele gehen hin die Liebste zu entdecken,
Viele, ihre Fehler zu verstecken.
Viele gehen hin mit dem Schlafe zu verkehren,
Doch Wenige nur — um Gott zu verehren!“

Ostern.

Wenn an einem hellen Sonntag-Morgen ein Fischer seinen Kahn auf die Stelle verirrt, wo einst das stolze Vineta gestanden und versunken, und der Wind weht weit vom Ufer her den Schall der Glocken, dann hört er tief unter sich, wie einen antwortenden Gruß, gleichfalls Glockenton erschallen. Beugt er sich dann über den Rand seines schwanken Schiffchens, so sieht er tief unter der kristallenen Fluth eine leuchtende Stadt schimmern. Schöne Tempeln mit hochgewölbten Kuppeln und schlanken Thürmen, einladend freundliche Häuser und stolze Säulenhallen voll schöner, imponirender Standbilder, köstliche Gärten im frischesten Grün prangend und voll farbenprächtiger Blumen.

Auf der Terra firma bringen die Osterglocken eine ähnliche Erscheinung zu Tage; sie wecken mächtig in uns die Erinnerung an die Kinderzeit, in der ihr Ton uns fröhlich aufjauchzen machte. Nur durch eine Spanne Zeit getrennt und doch so fernab schon von uns, steht sie nun, von dem fröhlichen Glockenklang bewegt, für einen Augenblick auferstanden, in lebensvoller Bilderreihe vor unsern Augen. Das Lächeln, mit dem wir sie vorübergleiten lassen, hat etwas Wehmüthiges an sich. Manche schön gewölbte Kuppel ist nun eingestürzt, und mancher schlanke Thurm ragt nicht so himmelstürmend mehr in die Lüfte; manches der einladend freundlichen Häuser scheint nun düster verschlossen und in der stolzen Säulenhalle liegt manche imponirende Gestalt, vom Sattel in den Staub gestürzt; selbst in den Gärten schimmert das Grün so frisch und schillern die Blumen so bunt nicht mehr.

Und doch vermag der Rückblick nicht trübe zu stimmen, höchstens wehmüthig, denn mit dem jubelnden Glockenschall und der kräftig milden Frühlingsluft kommt neue Erwartungsfrische und hoffnungsvolle Spannkraft über uns. Weihnachten und Ostern sind zwei Feste, die selbst auf die vertrocknetste Menschenseele noch ihren duftigen, belebenden Zauber üben.

Im Elternhause wurde die Osterwoche gar festlich begangen. Schon mit dem Palmsonntag und seinen Palm- vulgo Weidenkätzchen stellte sich eine feierliche Stimmung ein. Die alte Dore, schon ein Familienerbstück, ließ es sich nicht nehmen, einen ganzen Arm voll solcher Zweige und Zweiglein heim zu bringen und sie in allen Zimmern des Hauses, selbst in Vorgemach und Küche zu vertheilen. Besonders über meinem Bette mußte ein solcher befestigt werden. „Damit nichts Böses an Dich heran kann, Herzenskind,“ sagte die gute, treue Alte. Dann wurden die Kätzchen vom Vorjahr verbrannt und während sie in Flammen aufzuckten, murmelte sie einen Dankspruch, daß sie Haus und Familie so wohl bewahrt, vor Krankheit und Tod, Uebel und Feuersgefahr.

Dann kamen die freien Tage, in denen kein Schulbesuch und kein Pensum drückte, und der köstliche Morgenschlaf um eine ganze wohlige Stunde verlängert ward. Und doch machte sich in diesen Tagen ein unsichtbarer Zaum fühlbar, der die Freiheit nicht zur Wildheit ausarten ließ. Die fröhliche Kinderlust steigerte sich nicht zu dem ungeberdigen Tollen, dessen wir uns wohl sonst gelegentlich schuldig machten, denn, wie gegen den Hochsommer auch auf dem schönsten, freundlichsten Herbsttag ein leicht dämpfender Schleier ruht, so empfanden auch wir im Treiben der Großen einen mildernden Ernst, der unwillkürlich seinen Einfluß auf uns übt.

Eine Kinderseele ist gar feinfühlig und wird ganz unbewußt von jedem Stimmungszug beherrscht.

Namentlich die letzten Tage der Woche übten diese Wirkung mächtig aus. Waren wir auch sonst nicht eben übermäßig eifrig und aufmerksam beim Kirchenbesuche, zu dieser Zeit brauchte man uns nicht dazu zu ermahnen und wir saßen stundenlang ruhig in den Bänken, den getragenen Tönen der Orgel und dem Klagegesange lauschend und schmerzlich zusammenschauernd, wenn am Altare wieder ein Flämmchen verlosch. Eine Empfindung von Weihe hielt jede andere Regung gebunden. Mit dem Charsamstag aber, und dem Halleluja! der Auferstehung war die Stimmung gebrochen, wir fühlten uns selbst wie von einem schwer drückenden Banne befreit und jubelten fröhlich mit auf, in ungehemmter, hoffnungsvoller Lust und Freudigkeit.

Der Ostersonntag brachte uns aber auch noch große Freude. Den Festtag hatte sich die Großmutter vorbehalten. Weihnachten, meinte sie, müßte jedes am häuslichen Herd feiern, Ostern aber gehöre ihr an; da versammelte sie mit freundlich heiterem Gesicht die ganze Familie um sich. „Fröhliches Osterfest!“ erklang es von ihrem Lippen jedem Eintretenden entgegen. Und wehe dem, der mit einem „guten Tag“ oder andern alltäglichen Gruß kam. „Heut' ist Ostertag“ wurde er in ernstem Tone belehrt. Und wie freudvoll rührig war die alte Frau, mit dem grauen Scheitel unter der schlichten weißen Haube, den Tag Allen fröhlich zu gestalten! Es durfte kein Kuchen auf den Tisch, an den sie nicht selbst Hand angelegt, und das ganze Haus, immer ein Muster der Ordnung, war nun gar so spiegelblank und schmuck mit seinen Festons von grünem Reisig, daß man ihm den Festtag in allen Ecken und Winkeln selbst ansah.

Das Schönste und Lustigste aber war uns Kleinen aufbewahrt. Nach Tisch durften wir im weiten Garten nach prächtigen, bunten Eiern suchen, manchmal noch unter der flimmernden Decke des Schnees, manchmal unter schon knospenden Sträuchern. Das war ein Aufjauchzen, wenn man ein recht reichhaltiges Nest aufgestöbert! und wie es die andern minder Glücklichen zu erneutem Eifer im Suchen anspornte! Der ganze Garten erschallte von fröhlichem Lachen und die Großmutter war mit der Heitersten, Glücklichsten Eine. Und wie viel sinnige, innige und wohl auch scherzhafte Verslein trugen diese farbenprächtigen Eier. Keines durfte sich wiederholen, das war der Großmutter Stolz; reichte der Vorrath in Erinnerung und alten Büchlein nicht aus, so machte sie sich daran, selbst Kernsprüche zu dichten, und der wackere Sinn, das warme Empfinden hätte selbst Verwöhnte für die ungenirte Form entschädigen müssen. Hie und da enthielt wohl auch ein Vers eine beherzigenswerthe Lehre, doch in freundlich, munterer Form gegeben, und seltsamerweise fiel er immer eben in die passenden Hände.

Nach dem Nachtmahl mußten wir uns Alle, Groß und Klein, um das Klavier versammeln und ein Osterlied anstimmen. Dann küßte sich Jedes auf die Stirne, mit dem Wunsche: „Sei gut und glücklich!“

Das ist die Bilderreihe, welche die Osterglocken in mir wachrufen. Ein Stück alte Zeit.

Heutzutage haben sich zwar die Palmkätzchen nicht, wohl aber ihre Käufer bedeutend vermindert. Entweder es gibt keine so vorsorglichen Erbstücke mehr, wie unsere alte Dore eines gewesen, oder das Terrain ihrer Wirksamkeit ist enger begrenzt und sie dürfen mit ihrem Präservativ gegen alle Uebel nicht über die Gesindestube hinaus. Nicht allein der

Wunderglaube hat gewaltig abgenommen, auch der Sinn für die Poesie der Symbolik; auf religiösem Gebiete nämlich. Daß aber die Kirchgänger nicht seltener geworden, ja mit der Progression der Bevölkerung Schritt gehalten haben, sollte man meinen, wenn man in den letzten Tagen der Charwoche die wogenden Menschenmassen auf dem Stephansplatze, dem Graben und Kohlmarkt betrachtet. Wie ehedem drängt sich Groß und Klein zum Gräberbesuch, doch scheinen Wenige stundenlang an einem Orte zu verharren, der immerwährenden Fluktuation an den Kirchpforten nach zu urtheilen. Auch habe ich wohl, natürlich im Laufe der Zeit, viel von der Feinfühligkeit der Kinderseele eingebüßt, da ich weit weniger von der gehobenen, weihevollen, ernsten Stimmung meiner Nebenmenschen empfinde.

Doch verkündet sich die Osterzeit auf Schritt und Tritt. Nicht allein die Natur zieht ihr zu Ehren ihr Frühlingskleid an, auch die Häuser, Läden und Menschen folgen ihrem Beispiele. Alle Häuser und ihre Augen, die blinkenden Fenster, glänzen so blank, daß man wohl sieht, überall ist das Scheuerfest gehalten worden, und in den Läden leuchten die farbenprächtigen Frühjahrsblüthen weit zahlreicher und greller als auf der Flur. Die schweren, dichten Stoffe mit den matten dunklen Farben sind wie mit einem Schlage aus den Schaukästen verschwunden, um leichteren Geweben von leuchtenden Nuancen den Platz zu räumen. Was die Mode Neues ersonnen, stellen sie aus, in verführerischer Pracht und wahrlich nicht vergebens, denn auch diese Stätten sind arg umdrängt. Man ist heutzutage weit vielseitiger und praktischer geworden und macht eben auf einem Gange gleich Verschiedenes, ja, das Verschiedenste miteinander ab.

Es wäre eine Einseitigkeit, eine ganze lange Woche ernste Betrachtungen, dem inneren Menschen zu widmen, darum denkt und sorgt man denn auch emsig für den äußeren Menschen, für den Glanz seiner Toilette, seiner Equipage ꝛc. Das Eine und das Andere geht in einer wunderbaren entente cordiale neben einander her. Nicht als würde darum der Kirchenbesuch verabsäumt oder auch nur vernachlässigt, er wechselt nur ab mit jenem der Modemagazine, in denen man, die verschiedenen Erbauungsbücher in der Hand, Rundschau hält und nun unter der Qual dieser schweren Wahl kaum minder leidet, als kurz vorher unter jener des erregten Gewissens. Doch wird diese weltliche Regung alsbald wieder durch Lektüre in einem der Andachtsbücher hinweggeschwemmt. Ob aber während derselben nicht hie und da die Vision eines reizenden Crepehutes, einer duftigen Robe auftaucht?

Wie spießbürgerlich war doch noch der Sinn zu meiner Kinderzeit! Auch wir begrüßten den Ostermorgen in neuen Kleidern und waren nicht unempfindlich gegen diese Verschönerung unserer kleinen Personen, aber die Vorbereitung hierzu mußte mit dem Eintritt der Charwoche geschlossen sein. Fiel es uns ein, während derselben nach unserem Zukunftsstaat zu fragen, so wurde uns das, als unpassend, sanft verwiesen. Die mixed pikles waren damals noch nicht so sehr im Schwunge.

Erhält dadurch auch die stille Woche einen Anschein geschäftsmäßigen Getriebes, so geschieht es doch nur zur höheren Feier der Ostertage. Es ist kein offener Absagebrief an die ernste weihevolle Gepflogenheit früherer Zeit, sondern nur ein geschicktes Kompromiß zwischen dieser und den

modernen Strebungen. Bewahre! nicht kalt, auch nicht unzeitgemäß warm, aber behaglich lau.

Auch die Ostereier haben mit der üppigen Entwicklung des Luxus wacker Schritt gehalten und hier tritt der seltsame Fall ein, daß die Surrogate weit kostbarer sind, als das Original. Dort glänzen Eier aller Dimensionen in Edelmetallen, zierlich filigran gearbeitet oder mit massiver Schlichtheit prunkend; in ihrem Innern birgt sich flimmerndes Geschmeide, oder wohl auch ein kostbarer Rosenkranz. In den Galanteriewaaren-Handlungen prangen sie in Unmasse, aus allen Stoffen, zu allen Zwecken. Hier eine pikante Attrape, da, in geheimem Fache Photographien bergend oder als niedliches Necessaire, und dort gar, in profanster Anwendung, als Cigarrenbehältniß. Die kleinen Kinder gebildeter Stände sind über die rothen Eier mit goldgelbem Kern längst hinaus, wenn sie auch noch weder geschmeide- noch cigarrenfähig sind, für sie und ihre schon von Blasirtheit angekränkelten Anforderungen muß der Zuckerbäcker seine Phantasie anstrengen. In lockend reizender Außenseite muß er köstliches Füllsel bieten, den lieben Kleinen die Poesie des Osterfestes plausibel zu machen. Nur die ganz Armen nehmen noch fröhlich vorlieb mit den buntgefärbten Eiern und ihren sinnigen, häufig wohl auch unsinnigen Verslein. Aber das schöne Fest ist eben auch ein Gruß an Alle, an die Niedrig- wie Hochgestellten, an den Armen wie den Reichen.

Das erweist sich am prächtigsten am Morgen des Ostersonntags, wenn der helle Glockenschall die buntgemischten Schaaren herauslockt in die schimmernden Kirchen oder unter die knospenden Bäume. Auf allen Physiognomien liegt — auf manchen vielleicht nur reflektirt — ein Festglanz, und er hält an den ganzen Tag über bis in den Abend und die

ganze Nacht hinein. Höchstens, daß irgend ein unverbesserlicher Alltagsmensch und Grisgramm an der Neige des Tages, mißmuthig gähnend, klagt: „Heute kein Abendblatt, morgen kein Früh- und kein Abendblatt und übermorgen wieder kein Frühblatt, was anfangen?"

Mich aber geleitet durch den ganzen Tag die Erinnerung an die fröhliche Kinderzeit und das alte, treue Großmütterlein. Von ihm habe ich die Gepflogenheit behalten, Jedem als Gruß zuzurufen: Fröhliches Osterfest!

Von den Nerven der eleganten Welt.

— Haben Sie König Johann gesehen? — fragte Baronin Y. die schöne Frau v. Z. welche, bequem in einem Fauteuil lehnend, den reizenden Mittelpunkt einer der vielen anmuthigen Gruppen im Salon W. bildete.

— König Johann? ach nein. Unmöglich. Sie wissen, wie sehr ich Shakespeare würdige, ja für ihn schwärme. Der holde Schwan von Avon, der brittische Dichterheros! wer kann ihn glühender verehren als ich? Aber König Johann — gewiß wie alles Uebrige ein kostbares Juwel — war doch für eine rohere Zeit berechnet. Meine Nerven könnten Szenen wie die, in welcher das Auge ausgerissen wird — — —

— Pardon, das ist im Lear, hier soll der arme Prinz geblendet werden, doch erweicht sein rührend Flehen des grimmen Hubert Herz.

— Nun eben, man müßte doch selbst kein Herz besitzen, um das unbewegt mit ansehen zu können. Ich müßte es gewiß mit einer Migraine büßen, und des Königs qualvoller Tod auf offener Bühne würde mir zweifellos im Augenblicke

Nervenkrämpfe zuziehen. Die fortschreitende Kultur steigert das Nervenleben, und so können wir mit den Damen der damaligen Zeit an Nervenstärke wahrlich nicht konkurriren. Die damaligen Schönen mögen wohl, nach dem Beispiele der Königin Beß glorreichen Andenkens, in ihrer Fühl- und Denkweise ziemlich robust gewesen sein, sie konnten solche Aufregung ertragen, aber wir sind heutzutage hiefür zu zart besaitet.

— Ich dachte nur, Sie in der ersten Vorstellung gesehen zu haben.

— Ach, an jenem Abend war ich bei Renz. Diese Produktionen sind wirklich wunderbar und die Clows superb. Man begreift nicht, daß sie ihre Tours de force glücklich zu Ende bringen, und meint von einem Augenblicke zum andern, sie müßten stürzen und sich auf dem Kiesboden das Haupt zerschmettern. Man ist in fortwährender Spannung, das Leben dieser Leute hängt, wie das Schwert des Damokles, immer nur an einem Haar. Es versagt einem der Athem, wenn man zusieht, und doch könnte man um keinen Preis der Welt wegsehen; man ist wie magnetisch gefesselt, es ist eine peinlich-wohlige Emotion. Renz hat doch eine ganz unvergleichliche Truppe und prächtige Thiere. Ich besuche seine Vorstellungen wenigstens ein paar Mal die Woche, es ist ein Genuß, den man sich nicht entgehen lassen darf.

— Bravo, meine Gnädige, das sage und thue ich auch, auf Ehrenwort — rief Rittmeister von M. Wie Ihnen sind mir die Ueberreste einer barbarischen Zeit zu roh.

— Oh, Sie irren, Shakespeare hat keine wärmere, begeisterndere Anhängerin! Das liebliche Liebesmärchen Romeo und Julie, Hamlet und die duftige Ophelia, wie entzückend! selbst der schaurig-wilde Othello, nur muß ich mich meiner Nerven wegen vor der Würgszene entfernen.

— Mein schwarzer Vorstehhund heißt Othello, ein superbes Thier. Wir Männer machen, wie Sie wissen, alle die Klassiker schon beim Hofmeister durch, daher mag es wohl kommen, daß sie uns später ein nervöses Gähnen verursachen, wie Alles, was an die grüne Zeit erinnert. Aber der Renz, das ist ein kapitaler Bursche, bei dem fühlt man sich nie abgespannt; wenn ich noch so flau bin, ich gehe Vormittag schon auf die Manège und das restaurirt und belebt mich prächtig. Die kleine Coralie, die sichere Springerin, meinte neulich schnippisch, der Stallparfum wehe uns Kavaliere heimatlich kräftigend an, wie Gletscherluft den Schweizer. Ein übermüthiges Ding diese Kleine, aber sie führt den Abdallah himmlisch. Neulich stieg er kerzengerade in die Höhe, wir dachten, sie müsse stürzen, aber die niedliche Hexe saß fest. Das war aber ein Applaus, daß das Haus erdröhnte und die Damen schwenkten enthusiasmirt die Tücher. Nein, Roß und Reiter bieten so viel Abwechslung, daß man nie abgespannt, ermüdet werden kann.

— Mir — sagte schüchtern ein junges Mädchen mit sanften Zügen und sinnigen Augen — wird dabei angst und bang zu Muthe, Papa mußte mich neulich wegführen. Ein Menschenleben so für gar nichts in Gefahr sehen — —

— Liebe Alwine — belehrte Frau v. Z. — das ist nur Nervenschwäche, die Sie überwinden werden und müssen. Mit etwas Eau de Cologne die Schläfen reiben, das wirkt Wunder! Man darf sich nicht zu sehr gehen lassen, seinen Eindrücken zu willig nachgeben, da würde die Nervenschwäche zu Charakterschwäche ausarten. Sehen wir zurück in's glorreiche Alterthum und nehmen wir uns ein Muster an den Spartanerinnen, die keine derlei Weichlichkeiten kannten.

— Ich habe wirklich recht viel Sorge um Alwine — bemerkte eine ältere Dame, des zarten Mädchens stattliche Mutter — sie ist so entsetzlich sensibel, sie weint in jedem Schauspiel, wie eine Nähmamsell am Sonntag. Hofrath O. tröstet mich wohl, es sei nur Blutarmuth und Franzensbad werde eine kleine Heldin aus ihr machen.

— Man sieht, daß unsere Damen keine konkordatliche Volksschule besucht haben, denn ihr Realismus steht in schönster Blüthe! Franzensbad als Heilmittel gegen Weichherzigkeit! flüsterte ein Minoritätler.

Im Salon W. herrschen geistige Interessen; beinahe immer gibt Kunst den Gesprächsstoff ab. So auch bei der nächsten Gruppe, die Maler Berthold haranguirt hat, die Rubensschätze im Belvedere preisend. Eben hebt er ein Detail an einem der Bilder hervor.

— Ich kann mich so genau nicht mehr erinnern — sagte ein ältlicher Herr, welcher gerne und mit Aplomb über bildende Kunst spricht — ich war als Studentlein zuletzt in diesen heiligen Hallen, doch habe ich das Vorzüglichste über unsere Galerie gelesen. Wir besitzen dreiundzwanzig Gemälde von diesem herrlichen Meister, und darunter einige der vorzüglichsten seines Pinsels. Ich möchte sie gerne öfter ansehen, aber Vormittag muß ich mich ziemlich ruhig verhalten, sonst bekomme ich meinen nervösen Kopfschmerz, und die Sammlung wird so früh am Nachmittag geschlossen.

— Ich war ein einziges Mal im Belvedere — schaltete eine Dame ein — und brachte eine entsetzliche Migraine heim. Es sind wunderbare Schätze da, aber zu viel, viel zu viel! Es greift die Nerven entsetzlich an, ich vertrage nicht mehr, als der Kunstverein bietet, und da muß ich Bonbon-

niére und Flacon gebrauchen, denn das Ansehen der Bilder agacirt die Magennerven.

— Man braucht ja nicht das ganze Belvedere durchzunehmen — meinte Berthold — im Gegentheil höchstens eine Schule.

— Ja, wenn man das könnte! Man macht doch gerne Alles auf einmal ab. Die Nerven sind so erregt, daß es Einem unwillkürlich vorwärts drängt nach noch mehr Schönem. Wenn man durch Bewunderung und Entzücken so in Aufregung versetzt ist, kann man nicht widerstehen, und so muß man ganz darauf verzichten, wenn man nicht gepanzerte Nerven besitzt. Sie können denken, wie schwer dies mir, die ich selbst mit Leidenschaft male, fällt. Dafür bin ich regelmäßig im Kunstverein.

— Im Belvedere war ich gar nie — bemerkte eine ganz junge Frau — als Mädchen durfte ich nicht gehen und nun komme ich theils nicht dazu, theils räth man mir davon ab, weil es zu angreifend sei. Aber in Paris haben wir den Louvre fleißig besucht. Ach, da ist eine wunderholde Madonna des Murillo, eine Assumption aus dem Palaste Soult. Ich hätte sie tagelang ansehen mögen.

— Sie kennen doch die Murillo's der Eßterhazy-Galerie? fragte Berthold — leider sind sie jetzt in Pest.

— Eßterhazy-Galerie? Nein — —

Die ältere Dame fiel ein:

— In Wien sah ich sie auch nicht, doch als ich im Vorjahr bei der Krönung unten war, gelang es mir mit Opfer und Mühe, für diesen Kunstgenuß mir eine freie Stunde abzustehlen. Sie sind herrlich! Unmittelbar vor der Abreise eilte ich nochmals hin; bis ich mir zur ungewohnten Stunde Eintritt erbeten hatte, war eben die Zeit da, zur

Bahn zu fahren und ich mußte mich mit blutendem Herzen losreißen.

— Um diese Zeit — erzählte der ältere Herr — war ich in München und den ganzen lieben Tag in den Galerien. Die Pinakothek hat wirklich schöne Sachen. Ich habe da nach Herzenslust studirt und gustirt von früh Morgens bis spät Abends. Wenn man sich einmal so recht hineingelebt in das Verständniß der Kunst, so gibt es keinen größeren, höheren Genuß auf Erden, als die Betrachtung ihrer Werke.

— Das empfand ich tiefinnig in Dresden — seufzte die ältere Dame.

— Und ich sagte es meinem Manne im Louvre — lispelte die junge.

— Nur eine Frage von physiologischem Interesse möchte ich mir erlauben — fiel hier Berthold in den himmelnden Enthusiasmus — wie kommt es, daß die Herrschaften außerhalb der Grenzen ihres geliebten Vaterlandes ein solches Plus an Nervenstärke aufweisen und einer Menge Dinge fähig sind, welche sie sich innerhalb desselben versagen müssen?

— Das ist doch etwas ganz Anderes — sagte der alte Herr und stockte, während die junge Frau nachdenklich die Spitze ihres niedlichen Fußes betrachtete, die unter der bauschigen Robe hervor auf dem weichen Teppich phantastische Figuren zeichnete. Nur die ältere Dame hatte auch nicht einen Augenblick die Contenance verloren und hob mißbilligend an:

— Wie wenig doch die Männer vom Nervenleben verstehen! Es ist unglaublich, für gewisse Dinge haben sie gar keine Beobachtungsgabe. Auf Reisen befindet man sich in steter Spannung, in einer gelinden Aufregung, welche die Nerven stimulirt, ihnen momentan eine Stärke verleiht, welche sie im monotonen Lauf des Alltaglebens nicht besitzen; man

ist daher in fremdem Lande einer Anstrengung fähig, unter der man daheim zusammenbrechen würde. Beispiele ähnlicher Art zeigt uns doch das Leben genug. Ein Feldherr am Tage der Schlacht empfindet keinen Hunger, denkt nicht daran zu essen, es fällt aber doch Niemanden ein zu glauben, daß sein Magen auch für gewöhnlich kein Bedürfniß nach Nahrung empfindet. So ergeht es auch uns, die mächtige Anregung hebt uns über unseren zarten, schwachen Organismus hinaus, die Psyche siegt. Wirklich, lieber Herr Berthold, gerade als Künstler sollten sie tiefer eingehen in die vielen, feinen Schattirungen des Nervenlebens. Ich lege Ihnen das Studium in Ihrem eigenen Interesse an's Herz, nein mehr noch, im Interesse der göttlichen Kunst, die ja allein unser Leben veredelt, verklärt.

Wie gesagt, Salon W. ist ein Hôtel Ramboillet en miniatur, geistige Interessen lebhaft ventilirt in allen Ecken. Ein paar Schritte jener schönen Orchideengruppe näher wird über Literatur geplaudert.

— Otto Ludwig's „Zwischen Himmel und Erde“ war ich nicht fähig zu Ende zu bringen; ich fühlte, daß ich den armen Ziegeldecker in seinem „Hangen und Bangen in schwebender Pein“ nicht länger verfolgen könne, ohne daß mir die Sinne schwänden. So etwas ist für stärkere Nerven berechnet, als sie unsere Kreise aufzuweisen haben: es ist eine beinahe indiskrete Zumuthung an den Leser.

— In der That! Bei einem Ziegeldecker ist es Metier, aber wir — — —

— Gewiß soll der Dichter an die zarten Seelen seiner Leser nicht herbe und verletzend herantreten — sagte ein junger Dichterling, dessen süßliche Dichtung im flimmernden Goldschnitt unerlöst in den Auslagen prangt. — Seines

Amtes ist es, holde liebliche Bilder heraufzubeschwören, nicht den Geist durch trübe zu überschatten, zarte Organismen zu erschüttern. Darauf sollen und müssen wir bedacht sein. Unsere Devise bleibe „Heiter ist die Kunst.“ „Zwischen Himmel und Erde“ ist ein Meisterwerk, und doch fände ich nie den Muth, es einer Dame zu empfehlen.

— Victor Hugo's Notre Dame de Paris enthält auch Peinliches, aber wie ganz anders macht sich das im Französischen! Und diese glühende Phantasie, die jeden Augenblick in anderen Farben spielt. Immer zuckt ein neues Flämmchen auf, es ist so bunte Abwechslung, daß man nicht Zeit hat, von einer lang gezogenen Stimmung überwältigt zu werden. Die Franzosen verstehen das. Ich kann es Niemanden verübeln, dem unsere eintönig agacirende Weise die Nerven angreift.

— Kennen Sie Karl Beck's „Lieder vom armen Mann?“ Sie, die Sie immer zu Gaben an die Armuth bereit sind, waren gewiß durch die ergreifende Schlichtheit dieser Lieder doppelt gerührt — wandte sich ein Herr zu einer Dame, welche eben einer wohlthätigen Stiftung eine hübsche Summe gespendet.

— Ich kenne sie nur dem Namen nach. Aufrichtig gesagt, der Titel hat mich erschreckt. Ich bin, leider möchte ich sagen, so weich, daß solche Schilderungen mich tiefernst bewegen, aufreibend ergreifen. Ich gebe gerne, das Elend zu lindern, aber man verschone mein armes Herz mit seiner Schilderung, es ist ein zu getreuer Resonanzboden. Ich kann Arme und Kranke nicht sehen.

— Nun ja — sagte beiseite eine alte Dame, welche im Geruche milder Frömmigkeit und scharfer Kritik steht — sie will nur ihren Ueberfluß geben, menschliches Rühren,

Theilnahme wäre schon zu viel. Diese kalte Wohlthätigkeit ist ein Pharisäerthum, das mir die Nerven angreift.

— Also kennen Sie auch „Les Miserables" nicht? fragte Jemand die erste Dame.

— Wer wird eine so epochemachende Erscheinung der Literatur nicht kennen? Ha, wie packend ist da Alles geschildert, wie hat mich der Schnee durchfröstelt, welcher der armen — ach wie heißt sie doch — nun Sie wissen schon, in den Rücken gleitet. Es hat mich eine schlaflose Nacht gekostet und ein ganzes Fläschchen Kirschlorbeer.

— So habe ich — bemerkte eine alte Dame — einst über den ewigen Juden einen Eimer Melissengeist verbraucht. Es war köstlich. Jetzt erscheint nichts so Packendes, Pikantes mehr, und die Deutschen verstehen es schon gar nicht zu schreiben. Ihre Langweiligkeit muß Einem die Nerven angreifen.

Von der Bildung und den Gebildeten.

Kein Begriff wird wohl so arg gemißbraucht, so häufig profanirt, als jener der Bildung. Es ist eine Devise, der wir in unserer civilisationsstolzen Zeit allenthalben und aller Augenblicke begegnen. Nicht selten prangt sie nur auf dem Aushängschilde, den abgeschliffenen Manieren; oft auch ist sie hauttief gedrungen, und gestattet oberflächliche Dinge mit so gewichtigem Aplomb zu behandeln, daß es auch eine trügerische Sicherheit Ernsteren gegenüber implicirt; hie und da hat sie sich, um mich der Sprechweise alter Aerzte zu bedienen, auf einen edleren Theil geworfen, der Verstand ist einseitig oder auch vielseitig entwickelt, aber das ethische Bewußtsein steht auf niederer Stufe, das Gemüthsleben ist

roh und unentwickelt, nur ein Kampfplatz der höchstens durch den praktischen Verstand gezügelten Leidenschaften. Die seltenste wie schönste Blüthe ist ein durch wahre Bildung harmonisch entwickelter Mensch.

Es ist erstaunlich, welche Fähigkeiten und Eigenschaften genügen, damit „die Gesellschaft“ Jemandem als „gebildet“ die Paßkarte vidire. In fashionablen Kreisen, welche nicht allein denken mit den Anforderungen der Zeit zu gehen, sondern sich an der Spitze derselben glauben, gilt es als Kennzeichen „des gebildeten Mannes wie er sein soll“, daß er im Salon gleichzeitig den Cylinder und die Theetasse zu handhaben verstehe. Wehe dem Manne von Verdienst und Bedeutung, wenn er sich mit einem linkischen Bückling introducirt, wie viele Rigorosen er auch sieghaft bestanden, ja selbst wenn er als einer der „Unsterblichen“ den Sitz einer Akademie schmückt, das Kriterium im Salon wirft ihn unbarmherzig, das Verdikt lautet: „Vielleicht ein Gelehrter, aber die eigentliche Bildung fehlt ihm doch.“ Der fanatische Kult der Umgangsformen, ihre Erhebung zu dem Bedeutendsten und Wichtigsten am Menschen, wird selbstverständlich am meisten von Jenen betrieben, welche nichts Anderes zu bieten vermögen. Die schale Lüge abgegriffener und geschliffener Formen ist ihr Evangelium, wer in urwüchsiger Regung sich eigene, wenn auch wahrere und bessere prägt, wird von ihnen verketzert; die Chablone verletzen, heißt *sie* verletzen, ein Frevel, der Rache heraufbeschwört: die feine Gesellschaft sitzt unerbittlich zu Gericht über den Unglücklichen, der den Muth seiner Individualität hat; seine Wahrhaftigkeit ist ihr Rohheit, seine Würde Heuchelei, sein Ernst Schwerfälligkeit, aber sie zeichnet dafür unter die Rubrik der Gebildeten alle Jene ein, welche unter der gleißenden Maske eleganter Manieren

nicht selten Flachheit und Unwissenheit, ja sogar Verworfenheit bergen. Mögen sie trügen und lügen, ihr gelten sie als unbescholten und gebildet, so lange sie keine der konventionellen Umgangsformen verletzen; sie übt ihren Ostrazismus nur gegen solche Uebelthäter. Nicht als ob der Schein täusche, aber er genügt.

In eleganten Kreisen gilt noch als Hauptingredienz der Bildung, oder eigentlich ganz simpel als diese selbst, die Kenntniß fremder Sprachen. Wer hat nicht schon unzählige Male junge Damen folgendermaßen beurtheilen hören: „Ein gebildetes Mädchen, denn es spricht coulant französisch, englisch, italienisch und spielt bis zur Virtuosität geläufig Klavier.“ Was aber die junge Dame in den drei fremden Sprachen spricht, ob vielleicht nur prätentiöse Albernheiten oder gemüthsrohe Plattheiten, das wird nicht näher untersucht, und das ist gut, denn durch eine solche Analyse würden, wie ich zu befürchten leider einigen Grund habe, die Reihen der „Gebildeten“ gewaltig gelichtet. Wenn nur der Pariser Accent in Richtigkeit ist, alles Andere ist Nebensache, auch die Handhabung der Muttersprache, mag sie noch so himmelschreiend gegen die Gebote der Grammatik verstoßen, mögen die Provinzialismen noch so üppig wuchern, und die Lautirung an Lokalnuancen kranken. Wie ja Viele weit zartere Rücksichten Fremden, als den Ihren gegenüber hegen, erlaubt man sich die salopeste Sprechweise in der Muttersprache, während man mit dem größten Aufwand an Zeit und Mühe die Schattirungen einer fremden ausdüftelt. Kommt zu dieser kostbarsten Errungenschaft noch die brillante Exekution einiger Liszt'scher oder Thalberg'scher Transscriptionen, voll schaudererregender Schwierigkeiten, dann ist das höchste Höhenmaß triumphirend erreicht und die junge Dame gilt, wie wenig

auch ihr Denkvermögen, ihr Gemüthsleben ausgebildet und geschmückt sein mag, als ein nachahmenswerthes Muster weiblicher Bildung.

Jungen Männern dieser Koterie wird gnädiglich die Fertigkeit auf dem Piano erlassen — selbstverständlich bleibt jene in den fremden Sprachen obligat — aber sie haben dafür in dem, was der Engländer so bezeichnend small-Talk nennt, unermüdlich Erkleckliches zu leisten. Sie haben die Kleinmünze der Konversation zu besorgen, diese stets im Fluß zu erhalten; sie dürfen nie um eine Redensart verlegen sein, wogegen ihnen die freie Benützung aller Gemeinplätze gestattet ist. Zum allgemeinen Besten Oberflächliches oberflächlich besprechen ist ihre wichtigste Pflicht. Wem unter ihnen gelingt, mit Geist Niaiserien zu sagen, der ist der König unter ihnen; fiele es Einem ein, einen wirklichen tüchtigen Gedanken zu äußern, welcher dem geistigen Verdauungsvermögen etwas zu thun gäbe, er würde wegen ungehörigen Betragens mißliebig, im Wiederholungsfalle aus der so anmuthig eleganten Salongarde ausgeschlossen. Neuigkeiten an den Salonluster zu fördern, ist der eigentlichste Beruf dieser gebildeten jungen Männer, und zwar möglichst pikante, deren haut-gout durch die laxe Vortragsweise noch gemehrt statt gemindert wird. Die Theater liefern ihnen den Hauptstoff, nicht als ob sie dramaturgische Berichte liefern, aber das Claire-obscure der Couliſſe ist ihr Element, die Coulissenereignisse der Bühnen, Börsen, Rennbahnen und Familien sind das edle Wild, das diese edlen Jäger jagen. Darüber hinaus bleibt ihnen weder Zeit, Kraft noch Interesse. Und sie zählen sich allen Ernstes und werden allen Ernstes gezählt zu der Crême der Bevölkerung, den „Gebildeten.“ Ein Ideal, dem die Lohndiener großer Hôtels gänzlich entsprechen könnten.

Eine Stufe weiter hinauf, oder vielleicht besser social hinab, werden die Prätensionen umfassender, um ein paar Nuancen ernster. Hier ist man weniger beflissen, oder vermag weniger elegant zu sein als schöngeistig.

Emsig werden da Namen und Schlagwörter gesammelt, der Konversationslexikon ist der Hauptquell, aus welchem der Wissensdurst gestillt wird, Literatur, d. h. Belletristik, Lieblingsfeld. Was an Wissen leicht zu erwerben, amusant und effektvoll wieder zu verwerthen ist, das eignen sich die Gebildeten dieser Kategorie an, doch empfinden sie nie das Bedürfniß nach gründlichen Kenntnissen in auch nur einem oder dem anderen Fache, sie vermögen nicht weiter als Hauttief einzudringen, ernst an ihnen sind nur die Prätensionen.

Diese aber sind es. Da es ihnen geglückt, viele Schlagwörter abzulauschen, glauben sie sich im Besitz alles wesentlich Wissenswerthen und sitzen, durchdrungen von ihrer Bedeutung und Wichtigkeit, ernsthaft zu Gericht über Dinge, die gehörig zu würdigen das Studium eines halben Lebens erfordern würde. Apodiktisch lautet immer ihr Urtheilsspruch, als von einer Instanz, gegen die kein Appell mehr zulässig. Verweichlichte geistige Epikuräer, deren Gaumen nur mehr pikante, deren geschwächtes Verdauungsvermögen nur leichte Kost verträgt, geberden sie sich, als hätten sie Alles gründlich approfondirt, während sie doch überall nur genascht und sich vergnügt haben, als wären sie zum Wohle der Menschheit auf mühevoller Mission gewesen. Sie rechnen sich ihre Unterhaltung als ein Verdienst an, das die staunende Mit- und mitunter auch Nachwelt anzuerkennen und dankbar zu bewundern habe.

Es sind das zumeist Menschen, welche weitaus mehr Geist als Verstand besitzen, bei denen die Phantasie eine

Rolle spielt im Leben. Ueberhaupt nur sehr gering mit der Fähigkeit zur Analyse ausgestattet, mangelt ihnen diese dem eigenen Ich gegenüber gänzlich; die Bedeutung, welche sie usurpiren, usurpiren sie mit Ueberzeugungseifer, voll vom seligmachenden Glauben an ihr gewichtiges Selbst, und das eben imponirt. Das Halbwissen kursirt als vollwichtige Münze und verdrängt durch seine Massenhaftigkeit die Früchte des echten. Verkehrte Anschauungen, frivoles, weil nicht genugsam begründetes Urtheil, Trugschlüsse sind der Same, welchen es ausstreut, und dafür erfreut es sich nicht selten der Popularität, steht in Ansehen und Ehren.

Zumeist kommt ihm Dialektik, eine große Leichtigkeit des Ausdruckes zu Hilfe, mit der instinktiv geschickt manch' wohlgezielter Hieb parirt, manche klaffende Blöße gedeckt wird. Die Schöngeister haben ein beneidenswerthes Talent, ihr Prestiges zu wahren, mit vagem Aesthetisiren und scharfem Kritisiren kaufen sie sich von strengem Denken und ernstem Forschen los, halten sich dabei voll Selbstbewunderung für die Crême der Gebildeten und verblenden naive Gemüther, seichte Köpf zu dem gleichen Glauben. Zu den wahrhaft Gebildeten verhalten sie sich wie die Schmarotzerpflanze zum fruchttragenden Baum.

Dann wieder gibt es Menschen, die mit Bieneneifer Kenntnisse sammeln; sie gehen dabei mit der peinlichsten Gewissenhaftigkeit zu Werke, sie sind so gründlich, daß ihnen auch das kleinste Detail nicht entgeht, aber für den rothen Faden, der das Ganze zusammenhält, den eigentlichen Sinn, fehlt ihnen das Verständniß. Sie accumuliren, aber assimiliren nicht. Wie viel sie auch an Wissen in redlichem Bemühen sammeln, ihre Denkkraft, ihre Denkweise bleibt davon unbeeinflußt dieselbe, wenn sie nicht noch etwa unter der

Anstrengung verschrumpft. Ihr ganzes Bemühen verleiht ihnen nur eine Tünche von Bildung, statt sie in der Wolle zu färben. Sie gehen durch's Leben, wie die mit der Bibliothek Alexanders des Großen beladenen Kameele, welche bis an die Ufer des Byßno zogen, sie tragen die Gedanken Anderer mit sich herum, ohne dadurch auf eigene gebracht zu werden. Der Sprachgebrauch vindicirt diesen unberührt durch das Wissen Gehenden gleichfalls Bildung, statt einfach ihre Kenntnisse zu registriren.

Die Antipoden der Schöngeister sind wieder all' Jene, deren Berufstüchtigkeit gründlich ausgebildet, die aber Allem, das außerhalb derselben liegt, bewußt oder unbewußt Thür und Thor verschließen. Wie häufig frappirt es Einen nicht, Männer, welche in einem Fache wahrhaft Bedeutendes leisten und somit selbst bedeutend sind, für alles Andere stumpf zu sehen. Unmöglich kann ihr kräftiger Geist, ihr durchdringender Verstand nur nach einer Richtung hin fähig sein, er ist nach den andern eben nicht ausgebildet.

Es ist erstaunlich, wie häufig selbst die Reminiscenzen an die universellere Studienzeit gänzlich verwischt sind, wie neben spezieller Gelehrsamkeit die naivste Ignoranz allem Uebrigen, oft Naheliegenden gegenüber sich zeigt, wie gänzlich der Mensch im Fachmanne untergeht. Sollte dies die unausweichliche Folge einer nothgedrungenen Zeitökonomie sein? Das kann höchstens für einige Wenige gelten, welche ihr ganzes Leben, all' ihre Kräfte einem ideellen Zwecke weihen, bei allen Andern, die, obwohl sie ihrem Berufe gewissenhaft obliegen, doch nicht in ihm auf- und untergehen, ist ein wohlklingender Vorwand, hinter dem sich Trägheit und Interessenlosigkeit birgt. Es ist die Frage, ob man einen Garten blühend nennen würde, der zwar einige farbenprächtige Blumen-

beete, oder *einen* fruchttragenden Baum, sonst aber nur sehr geringe Zeichen der Kultur aufzuweisen hätte. Unbestreitbar übrigens zählen diese partiell Hochgebildeten zu den nützlichsten Gliedern der Gesellschaft.

Die Damen glauben häufig, sich durch die ernstliche Pflege irgend eines anmuthigen Talentes von der ernsteren Arbeit des Denkens und anderweitigen Strebens loskaufen und dennoch vollwichtigen Anspruch auf Bildung machen zu können, und unser Sprachgebrauch ist so galant, auf diese Anschauung einzugehen.

Durchschnittlich wird jetzt die Entwickelung *aller* intellektuellen Fähigkeiten sorgsamst betrieben, dafür aber überläßt man das ethische und Gemüthsleben sorglos dem Spiel der Leidenschaften oder dem Einfluß des Zufalls. Dennoch stimmt es bei dem „*gebildeten* Menschen“ übel, wenn hochgradig entwickelte Geisteskräfte, zum Wissen geläuterte Kenntnisse mit Gemüthsrohheit und Cynismus Hand in Hand gehen, ein Fall, den uns die Erfahrung leider als nicht selten kennen lehrt.

Die wohlthätigsten Erscheinungen, welchen man auf dem Lebenswege begegnet, sind nicht eben die glänzendsten, an denen irgend *eine* Eigenschaft alles Andere überstrahlend hervorleuchtet, sondern jene, die, wenn auch ohne besondere Begabung, harmonisch entwickelt sind, in welchen alle Fähigkeiten gleichmäßig entwickelt zu einem schönen Einklang stimmen, wo die Ausbildung, jeder Befähigung und Stellung anpassend, eine gleichmäßige, sich über das ganze Wesen erstreckende ist, was besondere Fachkenntnisse natürlich nicht ausschließen kann und darf. Einzelne Phänomene, denen es eben würdiger Ernst ist mit dem Leben, beweisen, daß dieses Ideal durchführbar ist.

Vom Reisen und von Reisenden.

Schon zeigt sich allenthalben die Centifolia Bädeckeriana, noch ein, zwei Wochen und sie steht in vollster Blüthe und überschwemmt mit ihrem grellen Roth alle irgend sehenswerthen Orte und Plätze. Sie ist eine der komfortabelsten Erfindungen; sie als schützender Talisman in der Hand, wagt sich der ungelenkste Spießbürger in die weite, schauervoll lockende Fremde. Wie der patentirte Schwimmgürtel auch den Schwimmunkundigsten, trotz ungeschickten Zappelns, glücklich an der Oberfläche der Fluth hält, so sorgt das Reisehandbuch dafür, daß der sich gläubig ihm Anvertrauende nicht von der sichern, breiten Heerstraße abweiche, es behütet und lenkt ihn geistig wie leiblich.

Wenn man ehedem etliche Reisende sprach, welche dieselben Stätten und Städte besucht hatten, so empfing man so viel verschiedenartig gefärbte Bilder derselben als Individuen darüber referirten. Der Eine hob Dies, der Andere Jenes hervor; eine Auffassung legte den Schwerpunkt auf dieses, eine andere auf jenes Moment, es war gewissermaßen zwar die Aufnahme desselben Ortes, aber von verschiedenen Standpunkten aus. Jeder Erzählende gab ein Stück seiner Individualität in dem Berichte, den er lieferte; indem er den einen Punkt markirte, den andern, an sich vielleicht ebenso wichtigen, ignorirte, legte er charakteristisch sein Interesse, sein Auffassungsvermögen bloß. Das hat sich geändert. Diese, regelrechte Gemüther chocirende Mannigfaltigkeit ist nun glücklich zur glattesten Gleichförmigkeit nivellirt, und das hat mit seinen Büchern der Bädecker gethan.

Für uns Deutsche ist Bädecker ein Begriffswort geworden, der Sammelname, unter dem wir alle Reisehand-

bücher, Guides de voyages, Guides books etc. zusammfassen, von welchem Verfasser immer sie gedichtet sein mögen. Es wäre kein Wunder, wenn in unserer reise- und monumentwüthigen Zeit dem großen Manne, der zuerst uns das Reisen leicht gemacht, ein Denkmal gesetzt würde. Ja, es ist sogar schwarzer, nationaler Undank, wenn wir es unterlassen, denn Tausende und aber Tausende sind in seiner Gehschule in behaglicher Sicherheit durch Europa gewandert, haben durch ihn die besten Hôtels kennen gelernt und ihre Kunsteindrücke empfangen.

Dieses Rothbuch ist das Evangelium der meisten modernen Reisenden, an das sie sich mit der treuesten Gewissenhaftigkeit halten, das allen ihren Bedürfnissen entspricht. Früher gab es Pedanten, welche, ehe sie ein Land besuchten, dickbändige Werke darüber lasen; kaum hat zu jener Zeit irgend ein deutscher Pilger den Fuß über die Alpen gesetzt, ohne mindestens Göthe's italienische Reise gelesen zu haben, heute genügt es ihm den Bädecker zu durchblättern, und er fühlt sich dem fremden Lande und Volke, seinen Kunstschätzen gegenüber mit Kenntnissen genugsam ausgerüstet.

Und wie vieler Mühe, Sorge und Unschlüssigkeit ist er dadurch überhoben! Er ist nicht im geringsten Zweifel mehr, was zu besichtigen sei. Schwarz auf weiß ist ihm sein Weg vorgezeichnet, er weiß, was obligat zu bewundern ist, ja, die Größe der Druckschrift gibt ihm sogar einen diskreten Wink über die Intensität dieser Bewunderung, er kreszendirt sein Empfinden nach dem Maßstab des Druckes.

Dank diesen kostbaren Führern sind aber auch die Reiseeindrücke von einer rührenden Uebereinstimmung. Wenn man ein paar Dutzend Reisende über denselben Punkt vernimmt, ist man nicht im Geringsten mehr in Gefahr, durch

die mancherlei Berichte verwirrt zu werden; Alle entwerfen sie viribus unitis Ein Bild, die Lichter sitzen alle auf einer und derselben Stelle, keine Sehenswürdigkeit ist ihrer Gewissenhaftigkeit und Bewunderung entgangen.

Ja, noch einen großen, großen Vortheil bieten diese Reisehandbücher, und ihn zum Besten dem Leser mitzutheilen, will ich sogar mein Gewissen mit einer Indiskretion belasten. Einer meiner Bekannten, der sich leider eben keines Ueberflusses an schnödem Mammon erfreut, überraschte mich vor etlichen Herbsten angenehm mit der Nachricht, daß er Urlaub genommen, und eine Lustreise antreten würde. Belgien, Frankreich und die Schweiz würde er gemächlich exploitiren. Aufrichtig freute ich mich der Erholung des Guten und begleitete ihn manchmal in Gedanken auf seinen Fahrten. Da führte mich eines schönen Tages die Jagdlust in ein fernes, abgelegenes Thal. Einige Tage schon hatte ich kein kulturbelecktes Wesen gesehen — die Bewohner jener Gegenden lehnen diesen Verdacht gründlich ab — und das Wild lockte mich immer tiefer nach in die Wälder. Da blickte mir plötzlich unter düstern Föhren ein grelles Roth entgegen. Es war eine Centifolia Baedeckeriana, und die Hand, welche sie hielt, jene meines Bekannten, den ich eben auf den Boulevards lustwandelnd glaubte.

Meine Verwunderung war groß, doch seine Bestürzung größer. Ich empfing nun eine Generalbeichte. Heutzutage, wo Alles reise, und das alte Sprichwort: „Bleibe daheim und nähre Dich redlich“ an beiden Enden ein Loch bekommen habe, sei es kaum mehr möglich, in besserer Gesellschaft anständig und ebenbürtig zu verkehren, wenn man über die Grenzen seines geliebten Vater- oder gar Kronlandes nicht hinausgekommen sei. Man sei ein Paria in der guten

Gesellschaft, wenn man nicht zum mindesten einmal das Macadam von Paris getreten, sich auf dem Rigi und der Jungfrau begeistert, auf dem mér dé glace bei Chamonnix einen Schnupfen geholt. Jahrelange habe er es ertragen, unter lauter Erzählenden der stumme Hörer zu sein. Jeder habe sich mit seinen Berichten an ihn gewendet, als den Einzigen, dem sie noch Neues böten; da habe er die Demüthigung nicht länger ertragen und beschlossen, da seine Mittel nicht ausreichten, mit Hilfe des Schutzgeistes aller Reisenden, den wahrhaft zu kanonisirenden Baedecker, eine Reise zu fingirent Vier Wochen schon verbringe er in dieser Waldeseinsamkeit und dem Studium des Rothbuches und noch vier weitere werde er damit verbringen. Selbst in seinen Kindertagen habe er so emsig nicht auswendig gelernt, schon könne er das Buch von vorne ohne stecken zu bleiben hersagen, nur von rückwärts oder stellenweise herausgerissen, gehe es noch nicht, werde aber bis zum Schluß der Ferien sicher gelingen. Er beschwor mich nicht zu verrathen, was der Zufall mir entdeckt, seine Carrière in fashionablen Kreisen hänge von dem Gelingen seines Planes ab.

Im nächsten Winter sprach man viel von B . s Reise; das sei einmal ein Mann, der wirklich mit Nutzen auf Reisen gewesen sei; nichts irgend Bemerkenswerthes sei ihm entgangen, das Kleine wie das Große habe sich ihm eingeprägt; wer dieselbe Tour zu machen gedenke, könne nichts Besseres thun, als sich bei ihm Rath erholen: er könne Auskunft geben über All' und Jedes, nicht allein Sehenswürdigkeiten, auch Distanzen und Preise habe sein merkwürdiges Gedächtniß so wohl behalten, daß er selten nur in seinem reichbeschriebenen Memorandum nachzusehen brauche. Und mit welcher Begeisterung er von den Naturschönheiten und Kunst-

schätzen spreche, es sei ein Vergnügen, wie belehrend, dem Manne zuzuhören. Mitunter, wenn ich einen Salon betrat, fand ich meinen guten B. perorirend; Anfangs wurde er verlegen und warf mir einen flehenden Blick zu, allmälig wurde er jedoch sicherer und durch meine Gegenwart nicht mehr gestört, ja heuer ertheilte er mir selbst aus seinen Reise-Erfahrungen guten Rath, weßhalb ich mich meines Versprechens absoluter Geheimhaltung wohl entbunden glauben darf, da er nun so fest in der Vorstellung befangen ist, die Reise wirklich gemacht zu haben, daß er sich selbst in dieser Schilderung kaum erkennen wird. Jedenfalls eine ökonomische und bequeme Art, die Welt zu sehen.

Doch scheinen selbst Baedeckers väterliche Rathschläge und Warnungen noch nicht für populär genug gehalten zu werden. Wenigstens finden wir in einem sonst streng wissenschaftlich gehaltenen medizinischen Fachblatte — etwa Neugierigen sei bemerkt in einem früheren Jahrgang — bei Erzählung der Beobachtungen seiner fachwissenschaftlichen Reise durch Frankreich, an werthe Kollegen, welche dieselbe Tour vorhatten, die Bemerkung geknüpft: „daß es zweckdienlich sei, wenn man nach Frankreich gehe, der französischen Sprache kundig zu sein, daß man, ehe man die Reise antrete, sich mit Geld und einem Passe zu versehen habe.“ So vorsichtig wie dieser Herr Doktor ist nicht einmal der vorbedachte Baedecker, obwohl er es doch auch mit vielen unstudirten Menschen zu thun hat.

Man schuldet die Eisenbahnen an, die Poesie des Reisens gemeuchelt zu haben! Wer sich je von Berlin über Oderberg nach Wien begeben, wird bezeugen, daß eben die Eile, mit welcher man diese trostlos eintönige und öde Strecke durchbraust, die einzige Poesie ist, welche ihr abzugewinnen;

in schönen Gegenden steht es Jedem frei, Halt zu machen, und wie viele schöne Gegenden sind nicht durch die Bahnen erst zugänglich gemacht worden! Für die Poesie der Postwagen und Lohnkutschen plaidiren nur Jene, welche sie nie benützt haben.

Ebenso ungerecht wäre es, die Reisehandbücher dieses Mordes anzuklagen, sie sind an sich ganz gut und praktisch, nur ihr Gebrauch ist böse. Die Poesie lag eben früher so wenig wie jetzt im Reisen, sondern in den Reisenden, die Thatsächlichkeit hat sie auf diesem Gebiete wie auf so vielen anderen verdrängt, und Komfort ist die Hauptbedingung auch für das seelische Wohlbehagen unserer wissensdurstigen Touristen. Der gute Seume wird als ein sonderbarer Schwärmer verlacht, Fußreisen sind höchstens für unbemittelte Studenten noch gut. Auch kann es Einem doch auf der Reise so wenig wie im Leben einfallen, von der breitgetretenen Heerstraße abzuweichen! Die Naturschönheiten bewundert man vom weichgepolsterten Wagen aus, den man höchstens in der Schweiz gelegentlich verläßt, das ist das einzige Plätzchen in Europa, in dem, Dank den Engländern, einige Strapaz fashionabel ist, und die Kunstschätze an der Seite eines Lohndieners oder eines Papagei ähnlichen Kastellans. Dann besucht man noch die Theater, speist bei den vorzüglichsten Restaurants, ißt Eis in den elegantesten Café's und hat nun Land und Leute gründlich kennen gelernt. Nach diesem Rezept genügen acht Tage, eine Weltstadt durchzumachen. Was macht es, wenn man von Mabille nach Père la Chaise eilt, wenn eine Galerie den Eindruck der anderen verwischt? Eine Nachlese im Baedecker bringt das Alles wieder in Ordnung, und man kann regelrecht über das Geschehene referiren, ohne einer Blamage ausgesetzt zu sein. Von den Vielen, welche

in Belgien, Paris, der Schweiz gewesen, hat Keiner den guten Baedecker auf einer Lücke oder Abweichung ertappt, im Gegentheile, er hat Manchen ergänzt. Das Schlinggewächs, das sich um das solid ausgearbeitete Gerüste rankt, liefern die Pariser Feuilletons, und die Fälschung ist wirklich schwer zu entdecken.

Wieder denkt alle Welt an das Reisen, wieder ist der Absatz an Baedeckers und Konsorten ein ungeheuerer und die rothen Bücher tauchen an allen Ecken und Enden auf, uns wißbegierige Fremde kennzeichnend. Nach den Planen finden sie sich in dem Straßengewirr prächtig zurecht und machen an jeder bezeichneten Stelle mit offenem Buche und Munde Halt. Für sie gibt es kein auf Entdeckungen Umherirren, keine Ueberraschungen mehr, sie kennen jeden Eindruck, den sie empfangen sollen, im Voraus und suchen keine andere. Es ist mehr Arbeit und Pflichterfüllung als Genuß das Reisen, wie es heutzutage betrieben wird. Man geht der Unmittelbarkeit des Eindruckes sorgsam aus dem Wege.

Bei einer Reise die Donau hinunter wunderte und ärgerte ich mich, eine Dame den ganzen Tag über in Lektüre versunken in der Kajüte zu sehen. Da das Wetter so schön war wie sie selbst, war kein Grund vorhanden, das Verdeck zu meiden. Die Lektüre mußte besonders anziehend sein; beneidenswerther Autor! Was mochte es sein? Eine Beschreibung der Donaugegenden, welche wir eben passirten, war es, und die Dame machte die Reise zum ersten Male.

Baedecker's Erfindung verdiente patentirt zu werden, sie spart Geld, Zeit, Mühe und der Nutzen dürfte in vielen Fällen derselbe sein.

Von Advokaten und Solchen, die es werden wollen.

— Niemand kann mehr als ich es thue, die freiheitliche Entwickelung gefördert wünschen. Ich habe es sicherlich durch Wort und That genugsam bewiesen. Aber mit Weisheit, mit Bedacht muß man vorgehen; Ueberstürzung hat nimmer Gedeihen, wohl aber schon maßloses Unheil gebracht — sagte in trübem Tone ein Herr, der ohngefähr ein halbes Jahrhundert auf seinen Schultern tragen mochte.

Ihm gegenüber, im Bogenfenster des Kaffeehauses, saß ein Mann in der zweiten Hälfte der Dreißiger. Der gelbliche Schimmer seines Teints verrieth Erregbarkeit der Galle, der düstere Blick Weltschmerz, die festgekniffenen Lippen sichtliche Entrüstung. Er stieß ungeduldig hervor:

— Freiheitliche Entwickelung! Im Sturmlauf nach Macht von Unten, nach Popularität von Oben überspringt man in einem mächtigen Satze die naturgemäße Entwickelung und nicht selten auch die Freiheit mit. Die echte, wahre Freiheit nämlich. Worin besteht diese? Im gleichen Rechte für Alle. Und dieses? Darin, daß jedem Einzelnen sein wohlerworbenes Recht ungeschädigt gesichert sei. Wo aber ist mein wohlerworbenes Recht ungeschädigt gesichert, wenn so gut wie ich, der ich seit dreizehn Jahren als Konzipient fungire, jeder Milchbart in der Praxis, der kaum die halbe Zeit erst sich praktische Erfahrung gesammelt, seine Kanzlei errichten darf? Ist das Recht, daß man mich um meinen rechtlich erworbenen Vorsprung bringt? Oh über die Sophisterei der Redehelden!

— Nun, lieber Freund, an sich ist die Freigebung der Advokatur ganz in der Ordnung, das erkennen wir ja Alle an. Es fällt uns ja nicht im Traume ein, dagegen zu sein,

nur hätte man die Sache geschickt anbahnen, nicht so voreilig mit einem Rucke entscheiden sollen. Ein Uebergangsstadium von zehn bis fünfzehn Jahren — meinte der Fünfziger, Dr. N., ein bekannter Advokat — hätte das Ganze in's rechte Geleise gebracht. Im Prinzip ist gar Niemand dagegen, selbst Jene, welche gegen den Antrag sprachen, waren es, nach ihrem eigenen Geständniß, nicht, aber die Sache sollte zu ihrem eigenen Besten, erst bei voller Reife, Ausarbeitung des Disziplinargesetzes u. s. w., in Szene gesetzt werden. Nun ist man mit dem Kopf durch die Wand gerennt, und was wird die Folge sein? Ein neues Proletariat. Der Staatsdienst ist so wenig lockend, daß sich nun noch mehr Jünger der Themis der Advokatie widmen werden. Wir werden binnen etlichen Jahren in jedem Haus eine Kanzlei etablirt sehen. Ja, mein Freund. Sie sind etwas zu spät oder zu früh zur Welt gekommen. Eigentlich ist es, aufrichtig gestanden, eine Schande, der Reichsrath hätte viel Wichtigeres zu berathen und in's Leben zu rufen gehabt. Militär-, Finanz-, konfessionelle Fragen wären gewiß dringender zu behandeln — aber, weil man damit nicht vorwärts kommt, besticht man die öffentliche Meinung durch scheinbare Akte des Liberalismus.

— Man opfert Hekatomben, um den süßen Weihrauch der Popularität in vollen Zügen einzuziehen — bemerkte der Nestor unter den Konzipienten, grimmig ein Gläschen Cognac als chasse-café hinabstürzend. — Sie haben ganz Recht, jedes Haus wird eine Kanzlei aufweisen und die Folge so maßloser Konkurrenz muß Charlatanerie sein.

— Natürlich! Zunächst aber bedauere ich das Publikum — bemerkte menschenfreundlich der Advokat. — Die jungen Leute werden in ihrem Eifer, sich lieblich und beliebt

zu machen, Alles überstürzen, es wird eine Konfusion um die andere geben, der Thurmbau von Babel war eine Kleinigkeit dagegen. Die neugebackenen Advokaten werden in ihrem Feuereifer glauben, die Aemter drängen zu können, diese sind nicht aus der üblichen Contenance zu bringen und so werden Konflikte heraufbeschworen, welche der Regierung arge Verlegenheiten bereiten können und unter denen schließlich doch nur wieder das Publikum leidet, das übrigens, alles Taktes bar, sich immer mit Vorliebe an die Fersen der Neulinge hängt. Bei uns herrscht doch immer eine seltsame Mischung von Schlendrian und Ueberstürzung. Wie Vieles wird auf die lange Bank gezogen und gerade diese Freigebung muß so mir nichts dir nichts im Handumwenden entschieden werden, als wäre sie nicht von den weittragendsten Folgen. Bei der kommenden Advokatenüberschwemmung wird Jeder, um Klienten zu gewinnen, alle erdenklichen Anstrengungen machen, die Aufmerksamkeit eines P. T. Publikums auf sich zu ziehen. Am besten gelingt das als Redner in den verschiedenen Versammlungen und Vereinen, die jungen Leute, noch Brauseköpfe und Heißsporns, werden einander und den Liberalismus überbieten! Die Regierung organisirt mit dieser Maßregel ein Demagogenkorps, ohne es in ihrer Unschuld zu ahnen, und doch sind Leute von Fach darunter! Ja, ja! Damit erhob er sich, die feinblauen Rauchwirbel seiner Regalia mit ominösem Kopfschütteln betrachtend.

— Noch einen Augenblick — bat der Konzipient, ein Papyros in brauner Hülse entzündend — und mein Recht, mein Recht? Dreizehn Jahre lang habe ich wie Erzvater Jakob um die Regalia, will sagen um die Rahel gedient, und nun, da mir der Lohn werden soll, bekomme ich Lea

und die Rahel ist auf immer verloren! Sie haben gut philosophiren, aber ich will mein Recht, mein Recht!

— Das hat Shylock auch gewollt und es hat ihm zu nichts mehr verholfen, als dem Mitleid einer Engländerin. The poor man is wronged! Ich weiß nicht, ob Sie eine ebenso einsichtsvolle Oesterreicherin finden werden. Die Damen halten es meist mit der jungen Garde, allen Neuerungen und Umwälzungen. Unser Rechtsleben tritt in eine neue Phase, die jungen Himmelstürmer werden Alles über's Knie brechen wollen; das wird ein Hasten und Jagen sein, eine Rechtspflege ohne Würde! Kein Zweifel, die Advokatur mußte freigegeben werden, aber jetzt war noch nicht der rechte Augenblick dazu, man hätte die Konsolidirung unserer Verhältnisse abwarten müssen, in zehn, fünfzehn Jahren ungefähr! — —

Damit entfernten sich die Mißmuthigen, in ihrem Eifer mit ein paar Tischen und Stühlen karambolirend. Dieser lärmende Abgang hatte an einem anderen Tische die Aufmerksamkeit erregt. Ein alter Herr, der in seinem ganzen Habitus, wie wohlarrondirtem blühenden Gesicht von biederem Ausdruck das schon zur Seltenheit gewordene Gepräge des Wiener Bürgers trug, bemerkte:

— Dr. N. macht heute ein sauersüßes Gesicht! Glaub's wohl. Die Herren haben gemeint, ein paar Dutzend unter ihnen dürften sich die ganze Stadt theilen. Jeder ging seinen behäbigen und kostbaren Schlendrian, weil er wußte, daß es die anderen Herren Konfratres auch nicht anders thun. Ich habe die Furcht vor den Advokaten schon von meinem Vater selig überkommen. Der hat einen sauberen Respekt vor den Herren gehabt, er hat bei einem Prozeß, den er glänzend gewonnen, sein halbes Vermögen verloren. Ich erinner' mich

noch ganz gut, wenn ich damals auch erst noch ein ganz kleines Buberl war, wie wir anno 9 Einquartirung bekommen haben. Die selige Mutter hat schrecklich gejammert; zwölf Mann Einquartirung im Haus, aber der Vater hat sie ganz fidel getröstet: „Besser ein Dutzend Franzosen als Ein Advokat!"

— Die Herren haben's ein Bischen arg getrieben — bemerkte ein Anderer. — Sie haben sich ja einen Krenn gegeben, wie ein Pascha von drei Roßschweifen. Ihre Konsultationen haben wie Audienzen ausgesehen, es hätte nothgethan ihnen Kratzfüße zu machen, und sie wie um eine Gnade zu bitten, daß sie ihr Geschäft zu ihrem eigenen Nutzen, und sehr guten Nutzen ausüben. Für die Aufhebung der Zünfte, da haben sie sich mit Courage in's Zeug gelegt, obwohl mancher brave Mann darüber zu Grunde gegangen ist — nun ich will nichts dagegen sagen — aber bei Einführung des Notariats haben sie schon gethan, als müßte die Welt zu Grunde gehen. Seitdem sind sie auch schon etwas manierlicher und leutseliger geworden, jetzt werden sie auf ihre alten Tage gar noch human und liebenswürdig werden müssen.

— Die Bureaukratie — warf ein Herr mit einem Bändchen im Knopfloch ein — war immer das todtgehetzte Stichblatt der Advokaten, bei jeder möglichen und unmöglichen Gelegenheit zogen sie mit ihrer Rabulisterei dagegen zu Felde; eine bequeme Manier, sich Popularität zu verschaffen, und doch haben sie selber untereinander eine ganz hübsche Bureaukratie gebildet. Ihr Kanzleistyl und Gang hat zum Mindesten ein ebenso ansehnliches Zöpflein als jener unser vielverschrieenen Bureaux und was eine Sache auf die lange Bank ziehen anbelangt, so waren die Herren Rechts= und

Volksfreunde nicht nur gute Kollaboratoren unserer Gerichte, sondern haben noch aus Eigenem ein Erkleckliches dazugethan. Und an Barschheit haben sie mit jedem Stadthauptmann zur Belagerungszeit ebenbürtig gewetteifert. Bei uns wird durch mahnende und ermahnende Rundschreiben der Regierung der Unschuldige wie der allenfalls Schuldige gemaßregelt und Dank den Zeitungen in pleno publico, zu Hohn und Freude der skandalsüchtigen Menge, wie ein Schulknabe zu Betriebsamkeit und Höflichkeit aufgefordert, daran haben die Herren ihre Freude, aber ihre Betriebsamkeit und Höflichkeit hätte wahrlich auch manches Spornes bedurft. Nun die Freigebung dürfte ein ordentlicher Sporn sein.

— Was die Hauptsache ist — meinte ein Anderer — sie ist ein Akt der Gerechtigkeit. Das eingehend zu erklären, ist wahrhaftig nicht mehr nothwendig, aber das Herz lacht mir für die armen jungen Leute, die Konzipienten, die jetzt in ihren schönsten Jahren und mit ihren besten Kräften wahre Sklavendienste verrichtet haben. Zwölf Jahre für einen Anderen arbeiten und es sich schließlich als Glück anrechnen für irgend ein entlegenes Nest ernannt zu werden, je nach Willkür und Protektion, war kein sehr reizendes Loos. Sehen wir nun die Advokaten an! Sie sitzen in ihrem Sanktum, durch verhängte Thüre von dem eigentlichen Arbeitsraume behaglich abgeschlossen. Der Konzipient nimmt die Parteien in Empfang und hat sie wo möglich abzuthun, nur die gewichtigeren werden in das Heiligthum selbst ein- und vor das Angesicht des Herrn Doktor gelassen, und sie finden ihn unfehlbar in dem Genusse seiner Cigarre und das Studium der Zeitungen vertieft, aus dem er sich mit Würde und leichtem Gähnen seinem Klienten zuwendet. Doch sind es nur ganz wenige Stunden im Tage, in denen man dieses

Glückes theilhaft werden, und den Rechtsfreund, dem man vertrauensvoll seine Angelegenheit übergeben hat, höchstselbst sprechen kann. Im Sommer kann er sich von dem Genusse seiner Villeggiatur gar nicht losreißen und kommt nur selten zur Stadt, oder verläßt sie auf einige Monate gänzlich. Während all' dieser Zeit arbeitet der erste Konzipient unausgesetzt, er ist für jedes Versehen verantwortlich, aber das glänzendste Gelingen geht spurlos an ihm vorüber. Er muß immer zur Stelle sein, obwohl er jede Tagsatzung einzuhalten hat, und wenn er eine ganze Angelegenheit sorgsam ausgearbeitet, wenn der Sieg erfochten ist, dann stellt sich der Chef lächelnd an die Spitze und streicht die Lorbeeren und Banknoten eigenhändig ein. Natürlich gibt es immer und überall Ausnahmen, aber im Allgemeinen war das Wirken der Advokaten und Konzipienten nicht viribus unitis, keine Theilung der Arbeit und keine Theilung des Gewinnes. Jeder neue Advokat rächte sich für seine Konzipientenzeit, indem er seinen ehemaligen Chef kopirte. Dabei war den jungen Leuten der Gehalt so knapp zugemessen, daß sie eben nothdürftig die Alluren des Gentleman aufrecht halten konnten. Für etliche Lehrjahre geht das, aber für ein ganzes Dutzend, und darüber gerade das schönste Stück Leben, ist es zu viel.

— Sie haben wahrhaftig recht — lachte der Bürger — aber ich weiß doch eine Gelegenheit, wo die Herren Doktores mit ihrer Gegenwart in der Kanzlei recht splendid und auch ganz charmant waren. So z. B. vor einer Wahl in den Gemeinderath und in ähnlichen Fällen, da haben sie Alles selber in die Hand genommen und über die Langsamkeit der Gerichte losgezogen, die man zwingen müsse und werde, von dringender Eile und emsigem Betreiben gespro-

chen. Später haben sie freilich wieder die Achseln gezuckt, wenn man an die Eile erinnert hat und gemeint, gegen den Strom könne man nicht schwimmen. Nun ich hab' mein Geschäft auch auf die Konkurrenz herrichten müssen, muß auch schöner und doch billiger arbeiten, können sie auch g'schwinder werden und ihre Expensnoten ein Bisl beschneiden. Hab' ich den Schaden von der Konkurrenz, will ich auch den Nutzen davon haben.

— Die Konkurrenz wird nicht ausbleiben, stehen uns doch ganze Heuschreckenschwärme aus den Provinzen, namentlich aus Galizien bevor. Alles glaubt ja immer, in Wien ein Eldorado zu finden. Nun, ins Himmelsnamen! wie bei den Medizinern werden die tüchtigen Köpfe schon ihren Weg machen, und die Klienten fahren jedenfalls besser und höflicher.

— Entschuldigen Sie — mischte sich ein Nebensitzender ein — aber Sie sagen der Trockenheit und Barschheit dieser Herren so Böses nach, nun ich muß gestehen, ich finde ihre Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit noch weit schlimmer und gefährlicher. Bei einer Konsultation mit einem Rechtsfreunde wurde ausgemacht, daß ich Nachmittag eine Schrift, welche er aufsetzen ließ, holen lassen könne. Meine Frau machte zu dieser Zeit im selben Hause einen Besuch und ich bat sie, das Dokument mitzunehmen. Als sie es brachte, erzählte sie, der Doktor habe es ihr selbst gegeben sei sehr freundlich gewesen und habe nach den Kindern, unserer Landwohnung 2c. gefragt. Zu Neujahr fand ich auf meiner Expensnote: Unterredung mit Frau X. 2 fl. Nach der Freigebung dürften solche Fälle, wie dieses Faktum, kaum mehr vorkommen.

Im Omnibus.

Oefter schon wurde der Omnibus das Symbol der Demokratie genannt, und in der That hat seine nivellirende Tendenz die Fusion jener Stände, in welchen man so unvorsichtig ist, ohne Equipage zur Welt zu kommen, schon glücklich herbeigeführt, für Momente mindestens. Allerdings wird diese Fusion von dem sich vornehmer dünkenden Theil nicht immer de bone grace vollzogen und die mannigfache Art, wie die Fahrgäste der Stellwagen sich geberden, ist für den Beobachter höchst ergötzlich. Jedenfalls aber beweiset Wien durch seine reich, wenn auch nicht immer schön entwickelte Omnibusblüthe, daß es an Liberalismus um etliche tüchtige Pferdelängen dem feudalen Prag voran ist, in dem ein solches Unternehmen eingehen mußte, weil die Wenigen, welche den Muth besaßen, das plebejische Gefährt zu besteigen, von ihren zu Fuß gehenden Mitbürgern derart ausgelacht und gehöhnt wurden, daß auch sie wieder es vorzogen, auf Schusters Rappen ihren Weg zurückzulegen.

Bei uns ist man weit weniger exklusiv, und gar Mancher und Manche, welche sich dieses unfashionablen Vehikels bedienen, werden nur durch die Furcht, mit der Impertinenz taxfeindlicher Fiaker und Comfortables in Konflikt zu kommen, von dem Gebrauch der letzgenannten Gefährte zurückgehalten. Der Omnibus ist bei uns ein so natürliches Verkehrsmittel geworden, daß es Niemand mehr einfällt, bei seiner Benützung an Verschämtheit zu laboriren; sogar die rigorose, elegante Welt fühlt sich nicht zum Ostrazismus verpflichtet, wenn eines ihrer Glieder durch Zufall oder Laune dieses Symbol der Gleichheit mit seiner Anwesenheit beehrt,

besonders seit uns aus Paris die Kunde geworden, daß sogar blaublütigste Besitzer prachtvoller Vollblutpferde sich den Spaß machen, seine Imperiale zu erklimmen, um sich das Straßentreiben in der Vogelperspektive zu betrachten.

Das schließt aber wieder nicht aus, daß sich Manche dieses Verkehrsmittels mit einer höchst komischen Miene der Herablassung bedienen. Namentlich im internen Stadtverkehr werden hier die verschiedenartigsten sozialen Elemente zusammengewürfelt. Jedem ist es nur darum zu thun sein Ziel zu erreichen, und er stürzt sich kopfüber in den menschlichen Transportwagen, ohne erst seine früheren Insassen zu inspiziren. Wozu auch? Es ist ja nur ein Nebeneinander, kein Miteinander.

Da sitzt in einer Ecke eine wohlarrondirte Frau von gemüthlichstem Aussehen, sie rückt freundlich ihre schwergefüllte Handtasche, dem zappelnden Knäblein, das ihr vis-à-vis auf dem Schooße hält, mehr Raum zu gönnen. Dafür aber wird die Mutter nach Alter und Beschaffenheit ihres Sprößlings mit einer Genauigkeit inquirirt, als gälte es das Wohl des Staates, erhält aber zum Lohne auch eine Menge praktische Lehren über die physische Erziehung des kleinen Weltbürgers, zahllose Vorsichtsmaßregeln bei und Mittel gegen Krampfhusten, Masern, Scharlach u. s. w. meist mit Warnungen gegen die Aerzte und ihre moderne Behandlungsweise gewürzt. In Ermanglung der Anwesenheit von Kindern weiß sie auf andere Art ein Gespräch anzuknüpfen, Herren werden um die Uhr, oder Neubauten befragt, und zu heftigen Aeußerungen gegen den langsam im Schritte fahrenden Kutscher aufgehetzt, Frauen in erster Instanz um die Quelle befragt, aus welcher sie diesen Hut, jenen Mantel bezogen, in zweiter um den Preis dieser Kleidungsstücke, woran

sich eine salbungsvolle Bemerkung über die herrschende Mode knüpft.

Die Antipodin dieser wohlwollenden Vertreterin des tiers-état's, und so unfehlbar wie diese in jedem Omnibus zu finden, ist eine hagere Dame von mürrisch gelbem Antlitz, die jeden eben so berechtigten Fahrgast, als sie selbst ist, mit Indignation wie einen frechen Eindringling mißt und sich bemüht, für ihr Geld möglichst viel Platz einzunehmen. Nichts in der Welt kann sie bewegen zu rücken, und sie benützt jede Gelegenheit, ihrem Mißvergnügen in scharfen Worten, mit noch schärferem Tone Ausdruck zu geben. Sind Kinder im Wagen, so könnte ihr Gesichtsausdruck für jeden Maler, der einen Herodes auszuführen gedenkt, eine lehrreiche Studie sein.

Wie verdutzt blickt jener griesgrämig aussehende Herr, der die Fahrt zum Zeitungslesen benützen wollte, da er nun von der dicken Frau unter Berufung auf „ihr“ Blatt über Tagesneuigkeiten interpellirt wird. In der ersten Ueberrumplung steht er Rede und Antwort, alsbald aber reißt der dünne Faden seiner Geduld und — die Tage seiner Ritterlichkeit sind längst vorüber — er begnügt sich, mit durch alle Nuancen geräusperten Hm's den Dialog zu ergänzen. Dagegen ist ein älterer Herr recht gesprächig, er erzählt von seiner grünen Zeit und macht harmlose, wenn auch nicht feine Späße, welche nur an der hageren Dame und dem Zeitungsleser ohne den Widerschein eines Lächelns abgleiten. Besonders nimmt er Frauen ohne Hut und in Halbhandschuhen unter seine gutmüthige Protektion, jüngere „mein Kind“ betitelnd. Er ist eigentlich das Pendant der dicken Frau, aber dennoch kommen beide miteinander auf keinen grünen Zweig, so gutmüthig sie sind, es will Jedes das

Terrain allein beherrschen und ärgert sich der Schwatzhaftigkeit des Anderen.

Während der Handwerksmann, der seinen müden Gliedern auf kurze Zeit seltene Rast gönnt, entweder in seiner Ecke schlummert oder ruhig bescheiden vor sich hinsieht, spielt der junge Handelsbeflissene in schönblauer Kravate und ziegelfarbenen Handschuhen eine wohlüberdachte Rolle. Der Knopf seines Spazierstöckchens wandert immer zwischen dem Kinne und dem vornehm geschlossenen Munde hin und her, durch das Binocle sieht er beständig zum Fenster hinaus, ohne sich um die übrigen Insassen des Wagens zu kümmern. Er spielt den Prinzen Incognito, höchstens, wenn eine noch ziemlich junge Dame in ihrer Toilette einige Wahlverwandtschaft zu der seinen verräth, daß er sich zu ein paar kleinen Courtoisien herbeiläßt; doch läßt er sich auch in diesem Falle zu keiner Konversation verleiten, er murmelt nur, wie blasirt, hie und da ein paar Sätze, während er die ziegelrothen glatt streift.

Die Arbeiterin oder Handwerksfrau in der schlechten Haube mit dem schweren Korbe auf dem Knie, blickt so vergnügt d'rein und freut sich offenbar ebenso sehr des „Fahrens", wie jene Kinder, die immer beängstigend an den durchaus nicht schlußsicheren Wagenthüren lehnen.

Dafür aber wird sie von jenem geputzten Dämchen, das einsteigt, geringschätzig gemessen, es rückt sich und seinen Flitter von dem braven Weibe so weit weg, als fürchte es von dessen Arbeitsamkeit betrübsam angesteckt zu werden. Es hüllt sich gleichfalls möglichst lange in vornehm sein sollendes Schweigen, beginnt es aber zu sprechen, dann ist der Schwall nicht mehr zu dämmen und der Accent vom derbsten Wienerisch.

Dazwischen mischen sich Glieder der Gentry — die Engländer sind die Einzigen, welche für gebildete Leute ohne Unterschied der Lebensstellung ein Sammelwort geschaffen haben — und kennzeichnen sich durch eine höflich passive Haltung. Ohne je die Initiative zu einem Gespräch zu ergreifen, lehnen sie doch keine allfallsige Bemerkung schroff und würdebeängstigt ab, während ihre ruhige Höflichkeit der beste Preserver gegen Zudringlichkeit ist.

Im Rauchcoupé geht es viel ungezwungener her. Auch die Cigarre ist ein modernes Nivellirungsmittel. Der Höchsten Einer verschmäht es nicht, vom Geringsten Feuer zu begehren, wenn er sein Zündzeug — vergessen, und es fällt ihm auch nicht ein, ihm dieses zu verwehren. Die dichten Dampfwolken scheinen die Standesunterschiede zu verhüllen und, wird auch nur wenig gesprochen, der Verkehr im Ein- und Aussteigen, beim Rücken ist ein ungezwungen höflicher. Wird aus Mangel an Platz eine Dame hineingeschoben, so wird sie im ersten Augenblicke scheel betrachtet, ob es ihr nicht etwa einfällt, in schweigendem Protest gegen das unanfechtbare Rauchrecht ohnmächtig zu werden, erweist sie sich aber ohne Nasenrümpfen feuer- und dampffest, dann ist sie respektvoller Courtoisie sicher.

Ist im Internverkehr das Publikum der Omnibusse naturgemäß ganz zufällig kaleidoskopartig zusammengewürfelt, so gewinnt es im Sommer auf dem Wege von der Stadt nach den sie umgebenden Landaufenthalten ein stabileres Ansehen, ja, da organisirt sich mitunter sogar Geselligkeit. Die Männer, Väter, Brüder, Söhne, welche ihr Beruf jeden Tag in der Stadt erfordert, und die darum doch nicht auf das Familienleben gänzlich verzichten wollen, finden sich je nach

den Bureaustunden zusammen und krystallisiren sich zu Gruppen.

Des Morgens, bei der Fahrt zur Stadt, sind sie nicht sehr redselig, nur ein Thema wird Tag für Tag mit Wärme abgehandelt, eine Jeremiade über die Strapaze dieser Fahrten ist obligat. Wenn man sie hört, muß man staunen, dieses schwere Opfer dennoch gebracht zu sehen, regelmäßig heißt es: „Dies ist aber das letzte Jahr,“ und im nächsten fahren sie mit demselben Jammer und Vorhaben wieder. Namentlich die jüngeren Männer tragen verschlafene Märtyrermienen zur Schau und geberden sich am ungeberdigsten, die älteren Herren sind tapferer und sehen der Morgensonne mit weniger Mißmuth in's glänzende Gesicht, betonen auch ihre Heldenthat etwas minder opferstolz und gerathen nur außer sich, wenn es der Frau oder Tochter gelungen, ihnen irgend eine „dringend nothwendige Besorgung“ anzuschmeicheln. Bei jüngeren Männern versuchen Mutter und Schwestern dies vergeblich, nur gegen die schöne Tochter einer Mitpartei sind sie diensteifrig und versorgen Noten und Bücher hin und her, aber in verschämter Heimlichkeit vor der eigenen Familie.

Die Rückfahrt gestaltet sich schon um Vieles reger. Das Tagwerk ist vollbracht, man geht der wohlverdienten Behaglichkeit entgegen und fühlt sich daher auch behaglich, was selbstverständlich nicht ausschließt, daß man wieder über die drei W: Wetter, Weg und Wagen sich in bittere Klagen ergießt und Staub und Hitze wie Regen oder Wind anathemisirt. Doch hat die Beschäftigung und der Verkehr tagsüber Neuigkeiten und Stoff genug geliefert, die Konversation in Gang zu halten; überdies tauscht man noch die Abendblätter und Kombinationen über deren Inhalt. Kommt ein Fremdling in den Wagen solcher Stammfahrgäste, so weiß

er nach den ersten fünf Minuten, mit wem er es zu thun hat. Hier geben Valuten und Devisen, Nordbahn- und Staatsbahn das Thema ab, und würde man die Augen schließen, man müßte sich unfehlbar in der Strauchgasse glauben. Auch die Politik, welche man da treibt, wird nur vom Standpunkte der Papiere aus behandelt, ihr Wohl und Wehe ist das Wohl und Wehe Europa's; man wird ganz wirbelig von den Zahlen, welche da mit nonchalanter Leichtigkeit gehandhabt werden, d. h. wohl nur redefigürlich gehandhabt. Meist hält dieses Thema bis an das Ziel vor, aber ist es einmal durch besondere „Flauheit" früher erschöpft, so erfrischt man sich mit etwas stark pikantem Klatsch aus Theaterkreisen, wobei nur zu bemerken ist, daß dabei nie der Bühnendichtungen gedacht wird.

Aus anderer Tonart geht es in jenem Wagen dort her, der die Bureauluftathmenden in's Freie trägt. Ihr Gespräch dreht sich zum größten Theil um die administrative Thätigkeit der Regierung, und wenn man so indiskret ist zu lauschen, kann man erlauschen, warum Dieser einen Orden bekommen und Jener in seinen Hoffnungen darauf getäuscht wurde. Auch Avancements-Angelegenheiten werden frei, wenn auch mit gedämpfter Stimme — diese Gruppe spricht immer gedämpft — verhandelt und verschiedenes überraschend Neue, das dem Avancement oft förderlich sein soll. Auch über den Reformeifer der neuesten Excellenz wird gesprochen, zustimmend und unheilverkündend in einem Athem. Im Uebrigen kommt man auch hier über den Zeitungsinhalt nicht hinaus. Etliche Professoren, welche gleichfalls die tägliche Pilgerfahrt mitmachen, sind daran zu erkennen, daß sie schweigen und sich statt in eine Zeitung, in ein Buch vertiefen, auch bedienen sie sich, allein, gewöhnlich eines Plaids statt eines Ueber-

ziehers, eine Konzession, meist die einzige, an den romantischen Sinn ihrer Hörer.

Frauen, welche in der Stadt zu thun haben, ertragen die Strapazen der Fahrt weit heldenmüthiger, wie sie ja überhaupt — es muß zugestanden werden — den Unbequemlichkeiten des Daseins mit weit mehr philosophischem Gleichmuth begegnen als wir. Ueberdies lockt sie und lohnt ihnen der Zweck der Fahrt, denn unsere Antipathie, Besorgungen, Kommissionen ist ihre Wonne. Widmen sie sich nicht dem Studium ihres Notizbüchleins oder jenem eines Bandes der Leihbibliothek, dessen abgegriffene Ecken vermuthen lassen, daß es eine Flygare-Carlén oder Mühlbach sei, so liefert ihnen die Toilette ihrer Mitlandbewohnerinnen, die Schwierigkeiten bei unerwarteten Gästen Diners zu improvisiren, Stoff genug, ganz abgesehen von den Klagen über die grimme Hausfrau, welche der süßen kleinen Melanie verwehrt, die Blumen des Gärtchens zu plündern, und dem theueren Arthur, das Obst in halbreifem Zustand von den Bäumen zu schütteln.

Aber auf einigen dieser Fahrten ist man noch ganz seltsamen Zufälligkeiten ausgesetzt. Ich besitze einen Freund, der jung, hübsch und von blondem Haupt- und Barthaar ist. Nun diese Eigenschaften haben ihm im Vorjahre seine Villeggiatur derart verbittert, daß er sie mitten im Sommer aufgab. Er wohnte mit seiner jungen Frau im Hause der Schwiegereltern zu Sievering und machte täglich die Berufsfahrt nach der Stadt. Herein ging es ganz schön, aber hinaus — — —! Er ist ein abgesagter Feind der Cigarre und meidet daher das Rauchcoupé, da kam er dann gewöhnlich vorne mit etlichen Vertreterinnen des zarten Geschlechtes zu sitzen, welche schon vollauf Zeit gehabt gegen die Anmuth

Weisheit einzutauschen. Kaum war der Wagen außerhalb der Bannmeile, so wandte sich eine dieser schönen Seelen mit dem Bekenntnisse an ihn, daß sie nach dem kastalischen Quell des Sieveringer Brünnls pilgere, in seiner klaren Fluth ternoverheißende Nummern zu schauen, ihn aber um die Angabe seines Alters, wie Namens- und Geburtstages bitte: „Denn ein blonder, junger Herr bringe Glück.“ Dies widerfuhr meinem Freunde so oft, daß er endlich wuthentbrannt auf den Landaufenthalt verzichtete.

Von den Prüfenden und den Geprüften.

Der schöne Monat Mai, in dem alle Knospen springen, ist eine recht schwere und harte Zeit für eine ganz hübsche Anzahl Menschenknospen, in Wien wenigstens. Im Gegensatz zu der Vorsehung, die ihn zum Wonnemond bestimmt hat, schaffen ihn die Inhaberinnen höherer Töchterschulen zu einer Marterzeit um, indem sie ihn benützen, ihre Prüfungen abzuhalten und das dabei anwesende Auditorium in Erstaunen zu setzen durch das, was die Zöglinge wissen und nicht wissen. Das ganze Jahr über wird den lieben Kindern und Mädchen der Zweck ihres fleißigen Lernens, nämlich bei der Prüfung zu glänzen, möglichst eingeprägt, kein Wunder, daß sie sich unmittelbar vor derselben so aufgeregt fühlen wie ein Feldherr vor der entscheidenden Schlacht. In den letzten vierzehn Tagen wird „gebüffelt“ ohne Unterlaß, bis die rosigen Gesichtchen von des Studirens Blässe angekränkelt sind; erlauben sie sich noch einen Nebengedanken, so ist es die Prüfungstoilette, das obligate schlichte weiße Kleidchen durch ein kleines Ornament zu heben, dem Haar

zu Ehren der Festlichkeit einen kühnen Schwung zu geben, der zu gewöhnlichen Zeitläufen streng verpönt ist. Zur Prüfung gestattet selbst die grimmste Gouvernante den Gebrauch des Brenneisens, der Zweck heiligt die Locken.

Die ganze Stufenleiter im Pensionate, vom sechsten bis zum sechzehnten Jahre, erwacht am Tag des Grauens schon mit dem ersten Morgengrauen und das arme Herzchen klopft so mächtig, wie es später im Leben nur noch einmal pocht, wenn der Priester am Altar ein leichtes „Ja“ als schweres Gelöbniß fordert. Französische Grammatik, Weltgeschichte, Rechenkunst, Psychologie, Botanik, Mineralogie ꝛc. ꝛc. steigen wie drohende Gespenster vor den noch verschlafenen Aeuglein auf und das Dortoire ist fünf Minuten lang eine wahre Seufzerallee. Doch in diesem Alter ist man nicht nicht lange bedrückt, der Gedanke an die weißen Kleider und das Lockengekräusel üben belebenden Einfluß und die ganze Schaar ist zur bestimmten Stunde fix und fertig, ohne daß auch nur ein einziger Marodeur zurückgeblieben. Es ist ein wunderhübscher Anblick, diese Menge zierlicher weißer Gestalten, denen unterm reichen Haarschmuck das Gesichtchen glüht wie eine Pfingstrose, bei den sanguinischen, und besten Schülerinnen in Siegeshoffnung, bei den minder Sachgewissen oder Zaghaften in bitterer Angst.

Aber nicht die junge Garde allein ist in „a flutter.“ Die Vorsteherin birgt ihre Aufregung unter Grandezza und die lieblichste Liebenswürdigkeit gegen alle anwesenden Respektspersonen. Die Gouvernanten gehen noch einmal die Reihen ab, die Kleidchen und Haare zurechtzupfend und krampfhaft flüsternd: „Tenez vous droite“, diesen wichtigsten Glaubensartikel ihres veredelnden Drillungssystems. Die Lehrer stehen da, schwarz befrackt, den Cylinder in der

taubengrau beschuhten Hand; ermuthigend den bewährten Lehrerinnen zunickend und mit stillem Ingrimme die Zitternden betrachtend.

Auch ein Theil des Auditoriums ist in großer Erregung, und zwar ungewöhnlicher Weise sind es die älteren Damen, welche in sichtlicher Unruhe sind, obwohl sie sich bemühen, würdevoll gefaßt zu erscheinen. Auch sie sind erhitzt, und wenn sie einem der kleinen Wesen zuwinken, geschieht es in ernstfordernder Weise. Die zärtlichste Mama wird, wo es ihre mütterliche Eitelkeit gilt, hart bis zur Grausamkeit und alle diese Frauen, die sonst mit der leichtesten schmerzlichen Regung ihrer Kleinen überwarm sympathisiren, sind jetzt in unerbittlicher Preisrichterstimmung und schrecken das ohnedem Geschreckte noch durch ernstmahnende Blicke. Die blos Neugierigen unter den Zusehern studiren das Programm, dessen Inhalt wahrhaft imponirend ist. Wie interessant, diese jungen Adeptinnen des Wissens über so gewichtige Gegenstände, wie z. B. Psychologie zu vernehmen! Sie sind in ihrem Forschereifer bis zu den fernen Welten gedrungen, welche den Aether erfüllen, und haben sich von der Mineralogie zur Geognosie vertieft. Literatur und Weltgeschichte gehören zu den leichtesten Gegenständen, womit sie sich befassen, nach dem Ausweis des Programms, das Einen unwillkürlich an Buckle's herrlichen Vortrag über „The influence of women on the progress of science“ erinnert. Und bei so zartem Alter schon ein solches Kompendium an Wissen! Die Großmama dort, mit dem schneeweißen Scheitel, fühlt den tiefsten Respekt vor ihrer zwölfjährigen Enkelin, die au fait ist über Gegenstände, deren bloßer Name ihr, die schon an des Lebens letzter Neige steht, noch im Reiz des Geheimnißvollen schimmert. Wie indignirt wäre sie, könnte sie

vernehmen, wie jener griesgrämige Herr drüben skeptisch flüstert: „Lauter Humbug!“

Das Gebet ist gesprochen, das Lied verhallt und unter lautloser Stille beginnt der Wettkampf um den Lorbeer der Pensionats.

Mit welchem Schick und Glück der religiöse Sinn dieser jungen Wesen gehegt und gepflegt wird, erweist die Taktfestigkeit, mit der sie alle Fragen im Wortlaute des Buches beantworten. Sie sind darin so gewissenhaft, daß sie, wo sich einmal das rechte Wort nicht zur rechten Zeit einstellen will, ganz abbrechen, ehe sie den Satz mit Beibehaltung des Sinnes ummodeln.

Schon bei diesem Gegenstand haben wir Gelegenheit zu bemerken, daß in dem Institute kein gewaltsam centralisirender Einfluß geübt wird. Alle Provinzen des Reiches sind kennbar vertreten und auch die Pietät gegen die Metropole desselben wird nicht vernachlässigt, es ist eine reiche Nuancirung von Accenten, um nicht zu sagen, von Dialekten. Ein Vollblut-Germanist — diese Leute sind sonderbare Schwärmer — würde vielleicht finden, daß die halbvergangene Zeit, auch in der längstvergangenen prahlend angewendet, den Forderungen der Pflege des Hochdeutschen nicht genüge, aber es ist wohl nicht leicht anders möglich, da die Mehrzahl der Gouvernanten, aus Französinnen und Engländerinnen bestehend, in demselben selbst nicht ganz sattelfest sind. Die Weisheit dieser Maßregel, fremdländische Erzieherinnen zu wählen, stellt sich aber in nächster Folge heraus, denn der französische und englische Accent ist weit untadelhafter, als jener in der Muttersprache. Diese kann man ja immer später noch, wenn man der Schule entwachsen, nachholen. Satzfügung und

Grammatik weisen in diesen Sprachen zur Zufriedenheit der Eltern und Lehrer dasselbe Verhältniß nach.

In der Geographie leisten die jungen Damen Bewunderungswürdiges! Sie dürften Dr. Livingstone auf seinen gefährlichen Wanderzügen begleitet haben, so wohlbewandert sind sie in und über Central-Afrika. Wie Schade, daß sie durch Fragen über Deutschland decontenancirt werden! Es wäre ja offenbar Verschwendung an Zeit und Mühe, auf dieses Thema, daß jetzt verschiedenen Variationen unterliegt, gründlich einzugehen. Wenn in den deutschen Verhältnissen mehr Stabilität eintritt, läßt sich das ja immer, wenn man der Schule entwachsen ist, nachholen. Auch kennen sich die Mädchen auf der biblischen Landkarte so gut aus, daß man es leicht nachsehen kann, wenn sie auf jener unserer Kronländer weniger orientirt sind. Vielleicht ist es sogar nur eine kleine nationale Malice, wenn jene schon hochgewachsene Enkeltochter Blasta's die Karpathen nicht finden und sich bei Aufzählung der Kronländer auf Ober- und Niederösterreich, wie Steiermark nicht besinnen kann. Auch werden wir sehr befriedigend über die Produkte von Texas und Canada unterrichtet, während die Aufzählung jener Deutschlands und unserer gesegneten Monarchie durch ihre Kürze germanische Nationalökonomen und Jene, welche auf die unerschöpflichen Quellen Oesterreichs pochen, trüb stimmen müßte.

In der edlen Rechenkunst tragen die unteren Klassen, die Kleinen, den Sieg davon. Es ist übrigens ein charakteristischer Zug, daß Kinder zumeist gute Rechner, ihr Sinn, noch unzerstreut durch einen weiteren Ideenkreis, folgt der Logik der Zahlen ziemlich gewissenhaft. Wenn man diese Konfusion beim Kopfrechnen und diese Kettensätze, deren Glieder durchaus keine Kette bilden wollen, sieht, sollte man bei-

nahe meinen, den jungen Damen, deren Flügelkleid schon die Erde streift, sei der Zahlensinn gänzlich abhanden gekommen. Doch wird man bei der Astronomie über diesen Punkt glänzend beruhigt, denn sie behandeln die Millionen und Billionen Meilen Entfernungen der Fixsterne mit beneidenswerther Sicherheit. Was liegt daran, wenn man im Unklaren darüber ist, wie viel Buch das Rieß, ja wie viel Pfund der Centner hat, wenn man nur weiß, daß der Sonnenstrahl 42,000 Meilen in der Sekunde zurücklegt und in acht Minuten dreizehn Sekunden auf der Erde anlangt!

Auch die Prüfung in der Botanik liefert glänzende Resultate. Es ist wirklich lehrreich, so viel Eingehendes über die Chenopodien, Therebinten und Büttnerien zu vernehmen, wie über Orchideen und Bromelien. Auch in den Coniferen sind die jungen Damen recht bewandert, sie kennen die Cedern, Cypressen, Pinien; Fichten und Tannen sind zu gemein, als daß man auf ihre Unterscheidung Werth legen sollte. Wahrscheinlich ist es aus ästhetischen Gründen, daß die jungen Botanikerinnen die Heimatsstätte des Champignons nicht angeben wollen. Ueberhaupt weisen sie die Kenntniß unserer Gemüse etwas indignirt zurück, und mit Recht, diese lernt man in der Küche kennen, und kochen lernt man sechs Wochen, ehe man heiratet, nicht aber auf der hohen Schule.

Nun kommt Geschichte. Wie vertraut sind diese jungen Damen mit dem grauen Alterthume! Keine Großthat eines Griechen oder Römers ist ihrem Gedächtniß entgangen. Sie erzählen uns von Miltiades und Aristides, von Solon und Lykurg, von den sieben Königen der Siebenhügelstadt mit pietätvoller Genauigkeit. Ja, die Relation der Schlacht bei den Thermopylen ist so lebendig, daß man meinen sollte, diese kleine Blondine sei dabei gewesen, als Leonidas seine

patriotische Seele verhauchte. Dagegen hat wohl eine Vermengung Karl des Großen mit Karl V. nichts zu bedeuten, und warum sollte Karl Martell nicht nach Böhmen verlegt werden, da es doch Shakespeare an den Strand des Meeres verlegte? Und was liegt daran, Friedrich den Großen mit dem dreißigjährigen Kriege zu belasten? es hat ihm wahrlich nicht der Wille gefehlt, den siebenjährigen so weit auszudehnen! Was bedeutet Cromwell neben Elisabeth und Maria Stuart? Es ist sogar ein rührend schöner Zug, wenn ein jugendliches Gemüth in seiner Loyalität von der Existenz dieses Usurpators gar nichts ahnt. Selbstverständlich sind auch Maria Stuart und Elisabeth nach Schiller gruppirt und die jungen Historikerinnen sprechen mit geringgeschätzigem Abscheu von der rothhaarigen Königinn. Die Jugend ist romantisch, von den Hohenstauffen ist ihnen nur der blonde Konradin im Sinn geblieben und sein tragisches Geschick hat die Erinnerung an all' seine glorreichen Vorfahren verlöscht. Wer jedoch nähere Daten über Assyrien und Babylon wünscht, der wende sich getrost an jene fünfzehnjährige Brünette, sie kann darüber genaue Auskunft geben.

Und so geht es fort, ein wirklich sehens- und hörenswerthes Schauspiel. Mit welch' beneidenswerther Zuversicht und apodiktischer Gewißheit die Dämchen ihre Sätze aufstellen, einige von ihnen haben offenbar das behagliche Bewußtsein, diese oder jene Wissenschaft bis auf den Grund erschöpft zu haben. Es ist ein niedliches Bild dieses Backfischchen mit den frischen runden Wangen, weichen, noch unausgeprägten Zügen und klaren Augen, so ernst über Affekte und Leidenschaften doziren zu hören. Es kennt offenbar seine „Psychologie für Damen“ auswendig und hält sich, dem hochgetragenen Näschen, wie der würdevollen Haltung nach,

offenbar für eine Kollegin der sieben Weisen Griechenlands, worin es durch die Art, wie es — man verzeihe den Ausdruck — vorgeritten wird, sich noch wesentlich bestärkt fühlt. Es ist nur natürlich, daß die Lehrer die sattelfestesten Schülerinnen hervorziehen, aber häufig mißlingt diese Strategie. Die Einen sind in dem Bewußtsein parodiren zu sollen derart verschüchtert, daß sie kein lautes Wort über die Lippen bringen und nur in abgebrochenen Sätzen stammeln, während der Mund weinerlich zuckt und nahezu Thränen über die glühenden Wangen stürzen; die Andern stehen in vergnüglicher Zuversicht, an den nahen Triumph denkend, und werden in diesem süßen Traum durch die Frage so überrumpelt, daß sie die verkehrtesten Antworten geben. Und die Armen haben auf kein Mitgefühl zu hoffen! Der Lehrer schüttelt mit sittlicher Entrüstung das Haupt, die Vorsteherin richtet gleichzeitig ein mildes, entschuldigendes Lächeln an die nebensitzende Respektsperson und einen kleinen Medea-Blick an die Deliquentin, und die sonst so gute Mama wendet indignirt und unheilverkündend den Kopf weg. Da wandert wohl verstohlen das Taschentüchlein an die Augen. Mitunter sucht der Lehrer in der Verzweiflung noch durch eine geschickte Schwenkung die Ehre des Moments zu retten, namentlich wenn eine Schülerin als in diesem Fache tüchtig ausposaunt worden. Z. B.

— Nennen Sie mir einige der hervorragendsten Dichter Frankreichs.

— Racine, Corneille. Cervantes — —

— Ganz recht, Cervantes zählt zu den bedeutendsten Schriftstellern des romanischen Stammes. Sie treiben ja mit Vorliebe Literaturgeschichte, erzählen Sie uns doch von jenem großen schottischen Barden, den Sie so gern

gelesen, und dessen Existenz jetzt, wie jene Homers, bezweifelt wird.

— Shakespeare.

— Allerdings nennt das ganze dreieinige Königreich mit Stolz diesen Dichterheros sein Eigen und denkt zuerst an ihn, wie auch Sie jetzt nicht umhin konnten, zu thun. Aber erzählen Sie uns von den Dichtungen Ossian's u. s. w.

Die allerkleinsten Mädchen geberden sich am tapfersten. Sie stellen sich fest hin, sehen den Fragenden mit ihren ehrlichen großen Kinderaugen ernst an und antworten nach bestem Wissen und Gewissen. Auch die Lehrer verfahren verschiedenartig, die älteren Herren fragen und berichtigen freundlich, ermuthigend und entschuldigend, Engländer und Franzosen sogar mit einer Tinte von Courtoisie, während die jüngeren deutschen Lehrer sich nicht ungern in etwas barsche Herrlichkeit kleiden, besonders den größeren Mädchen gegenüber, als ahnten sie, daß diese mehr malitiöser als respektvoller Bemerkungen voll seien.

Als Schluß, zum Dessert kommen musikalische und deklamatorische Produktionen. Mehr oder minder Geläufigkeit, mehr oder minder falsche Griffe, Vortrag zumeist unter Null, namentlich bei der Deklamation. In dieser Phase befinden sich die Mama's in der heftigsten Aufregung. Eine lispelt der Andern zu „und das Stück ist sehr schwer!“

Endlich ist auch dieses Stadium überstanden, wieder ist das Gebet gesprochen — die weiße Schaar sagt nun mit besonderer Inbrunst „Amen“ — und der Chor ist verklungen. Die weißen Gestalten mischen sich unter das Auditorium, die Wohlbestandenen rasch, die Anderen mit zaghafter Langsamkeit, aber Alle athmen sie auf und freuen sich herzinniglich, nun wieder Einiges vergessen zu dürfen.

Bei der Lehrmethode in unseren Töchterschulen fällt mir gar oft das Wort Friedrich des Großen über Kaiser Joseph ein: „Immer den zweiten Schritt vor dem ersten.“

Im November.

Verwächst im Allgemeinen schon der Mensch, wie geistig frei und selbstkräftig er auch stehe, in hundertfacher Beziehung mit dem Boden, auf welchen das Geschick ihn gepflanzt, so ist dieses tief Wurzelschlagen in der unmittelbaren Umgebung ein Zug, der insbesondere die germanische Race und vorzüglich die Deutschen kennzeichnet. Schon die Sprachen legen hierfür Zeugniß ab. Vergeblich durchstöbern wir alle Diktionäre, um in einem romanischen Idiom den Begriff: Heimat, daheim, heimlich, home, homely, präzis ohne Umschweif wiedergegeben zu finden. Dagegen sehen wir häufig einen rauhkantigen Deutschen oder Engländer, welcher im persönlichen Verkehr jeglichen auch noch so leicht accentuirten „Gefühlsluxus“ perhorreszirt, von blasser Sentimentalität angekränkelt, wenn es einen Ortswechsel, auch nur im allerknappsten Sinne gilt.

Die offizielle Zeit der Völkerwanderung innerhalb unserer Bannmeile, die erste Hälfte des Wonne- und jene des Nebelmondes liefert gar manchen Beleg für diese Beobachtung. Wer hat nicht selbst etwas empfunden von diesem gemüthlichen Katzenjammer, wenn er seine gewohnten vier Pfähle verlassen, um eine neue Wohnung einzunehmen? Die letzte Rundschau innerhalb der leeren Wände beschwört unwillkürlich eine Revue der in ihnen verlebten Zeit herauf, jede Ecke, jedes Winkelchen liefert einen Beitrag dazu, und

erweist sich dabei hundertmal beredter als des Herrn zu Puttlitz erzählender Wald. Die Betrachtungen über die Vergänglichkeit alles Irdischen, welche sich daran knüpfen, werden durch den Transport des Hausraths noch wesentlich und wehmüthig genährt. Seltsamerweise ist es in solchen Momenten gänzlicher Umwälzung vorherrschend das starke Geschlecht, das Anklänge an solche Empfindsamkeit aufweist; das zarte ist um die Wohlfahrt seiner fahrenden Habe so tiefinnerlich besorgt, daß es alles empfindelnde Reflektiren, eine ihm sonst eben nicht unbeliebte Gepflogenheit, dem Manne überläßt, der, passiv auf die Trümmer seiner zerstörten Behaglichkeit blickend, Zeit dazu behält. Ueberhaupt dürfte sich zwischen Unthätigkeit und Empfindsamkeit ein ziemlich naher Verwandtschaftsgrad aufweisen lassen.

Welche Periode des Sturmes und Dranges für die Hausfrau! Wie häufig travestirt sie Richard III. mit dem Rufe: Ein Königreich für einen Möbelwagen oder auch nur für einen Dienstmann! Mit scharf prüfenden Blicken wird die Volkmann'sche Garde gemessen, ob auch ihrer Kraft und Geschicklichkeit die theuere Habe anzuvertrauen sei; mit stiller Scheu jenes Wagenmonstrum, das dunkel gähnend all' das zierliche Geräthe, der Besitzerin Stolz und Freude, wie die plumperen Vertreter des Nothwendigen unempfindlich verschlingt und mitunter recht respektswidrig chaotisch zusammenrüttelt.

Doch sind diese Emotionen, denen eine nothgedrungene Aktivität als Sicherheitsventil dient, wenn auch heftiger, so doch minder tiefgehend als jene, welche durch den Beschluß beim nächsten Termine auszuziehen, wachgerufen werden. Die erste brennende Frage ist, nach welcher Weltgegend; denn jede Stadt ist eine Welt für sich, deren einzelne Theile einen

ganz scharf ausgeprägten typischen Charakter aufweisen, und die wieder eine ganz eigene Welt beherbergen. Mit dem straffen Centralismus, der ehedem in so schönem Flor stand, ist es nun vorüber, man trachtet aus dem engen Straßengewirre des Stadtherzens nach einem freieren Standpunkt; die Annäherung zwischen der Stadt und den Vorstädten ist vollzogen, und mit ihr auch die Fusion ihrer Bewohner. Was jedoch auf Eleganz Anspruch erhebt, gravitirt nach dem Ring. Allerdings haben Manche, welche ihn bezogen, ihm schon durchschauert und gichtisch durch die wahrhaft bewunderungswürdig organisirte Zugluft den Rücken gekehrt, aber was macht ein wenig Rheuma? es gehört zum „Cachet“ auf dem Ring zu wohnen, oder wenigstens gewohnt zu haben, oder doch künftig zu wohnen.

Ist nach vielen Controversen die Gegend festgesetzt, so beginnt das Martyrium des Wohnungsuchens. Die eine erweist sich zu groß, die andere zu eng, diese ist zu hoch, jene zu dunkel, keine will recht passen, und doch muß man eine wählen.

Wie wichtig ist diese Wahl, wie häufig und hochgradig beeinflußt sie das Geschick ganzer Familien.

Eine schöne neue Wohnung in einem schönen neuen Hause bringt gar viel mit sich, verlangt gar viel. Diese Räume verlangen modische Möbel. Wohl ist der Hausrath noch ganz hübsch und auch recht komfortabel, aber — Harmonie ist das Element der Schönheit, und zu diesen Räumen, frisch aus der Hand des Baumeisters hervorgegangen, will die Einrichtung nicht recht im Einklang stehen, überdies haben Z's eben auch neu möblirt, man kann doch nicht so weit zurückbleiben, nothwendig muß gar Manches neu angeschafft werden. Da geht es denn, wie mit Diderots Pantoffeln.

ein neues Stück setzt die älteren erst recht in schlechtes Licht, verdrängt eines um das andere, die Nothwendigkeit des Ueberflüssigen wird immer einleuchtender, dringender. Wieder ist es hier die Frau, welche energischer auftritt. — „Wohl stammt dieses Möbel und jenes dort aus dem Elternhause, ist gewissermaßen ein Familienstück, aber ach, gar so altfränkisch! und mit der Zeit da Bertha spann, ist auch jene der Sentimalität vorüber! Der freie Geist ist ja unabhängig von sichtbaren Erinnerungszeichen, bedarf ihrer nicht: Fort mit dem alten Zeug und modisches herbei." Doch wäre es Unrecht deshalb auf einen Mangel an Pietät zu schließen, schätzt man auch der Väter Hausrath eben nicht sehr, so umsomehr jenes der Großväter und Urgroßväter, das Roccoco ist ja wieder Mode. Natürlich gibt es auch da manche Kontroverse, manches Opfer, das der konservative Theil, auf welcher Seite immer, nur schwer bringt, aber man zieht ja nicht alle Tage aus, und da ist es besser, bequemer, ja sogar ökonomischer Alles in einem Zuge abzuthun. Es hat viel Anstrengung gekostet, aber das Werk ist auch gelungen, vollendet; Alles ist so neu, elegant und modisch wie bei Z., bei L's, bei U. Ja, es ist beinahe ganz wie bei diesen; die nivellirende Tendenz der Zeit bekriegt das Originelle, Charakteristische in den Wohnungen wie den Menschen. Hier spielt der Tapezierer die bestimmende Vorsehung, sein Geist blickt aus allen Falten der langen schleppenden Vorhänge, den schiefgesetzten „Etablissements" oder zwischen den Bildern hervor, welche ohne jegliche künstlerische Auffassung als Möbelstücke gruppirt sind. Lange braucht es, bis er nur etwas von jenem der Inwohner verdrängt wird.

Aber eine so schöne und schön eingerichtete Wohnung muß man seinen Freunden und Bekannten zeigen. Allerdings die

einfache Bewirthung, wie sie ehedem in den alten Räumen üblich, wäre nun in diesem Rahmen nimmer passend. Elégance oblige! Auch die Toilette muß prächtiger werden, Harmonie ist ja das Element der Schönheit, natürlich muß in der weitläufigeren Wohnung die Dienerschaft vermehrt werden, und so geht es fort, bis es endlich gar nicht mehr geht.

Eine engere oder auch nur anders eingetheilte als die eben verlassene Wohnung dagegen bringt oft ganz andere Wirkungen hervor. War früher die Kinderstube mehr abgelegen, so entzog sich das Treiben der Kleinen häufig dem überwachenden Blick der Mutter, während sie nun ihr näher gerückt, auf das Leben beider Theile heilsamen Einfluß nimmt. Die Gouvernante oder gar Bonne sieht ihre Tyrannei gebrochen, oder umgekehrt und nicht viel seltener, die mütterliche Zärtlichkeit, welche auf die Distanz etwas kurzsichtig gewesen für die Unarten ihrer Sprößlinge und die energische Ausdrucksweise derselben, wird nun durch Mitleidenschaft zu strengerer Zügelführung angespornt. — Befindet sich jedoch das Zimmer, in welchem die Töchter ihren Musikübungen obliegen, in unmittelbarer Nähe von jenem des Vaters, so ist das zumeist von bösen Folgen begleitet; es ist die beste Methode, dem Kaffeehause einen Stammgast zu gewinnen.

Und welchen Einfluß übt ein Wohnungswechsel erst auf den freundschaftlichen Verkehr? Von seinen angenehmsten Freunden (es gibt auch unangenehme Freunde, man schätzt und liebt sie sogar herzlich, doch man kommt im Verkehr mit ihnen nie zu vollem Behagen, obwohl man gegenseitig voll aktiven Wohlwollens ist), mit denen man in steter persönlicher Beziehung gestanden, trennt einen plötzlich eine Distanz, zu groß, um sie oft zu durchmessen, zu klein, als daß es

nicht nahezu lächerlich wäre mit einander in Korrespondenz zu treten und sieh' da, das schöne, rege Verhältniß erlahmt allmälig.

Auch die Wahl der Unterhaltung ist häufig eine Frage der Bequemlichkeit. Ich hatte einen Bekannten, dem ich durch eine Reihe von Jahren warmes und ernstes Interesse für unsere beste Bühnenliteratur und Darstellung zutraute. Ich kam nie in's Burgtheater, ohne ihn auf seinem Posten daselbst zu finden und er wußte über jede Vorstellung Auskunft zu geben. Plötzlich war er vom gewohnten Platz verschwunden und ich vermißte ihn auch während mehreren ersten Vorstellungen. Bei einer zufälligen Begegnung interpellirte ich ihn darüber und sprach meine Besorgniß darüber aus, daß er krank gewesen sei.

— Ach nein, ich war gestern in der achtzigsten Vorstellung der „Eselshaut.“

— Haben Sie das alte Stück erst jetzt gesehen?

— Ach nein, ich habe allen achtzig Vorstellungen angewohnt. Wissen Sie denn nicht, daß ich vom Michaelerplatz an die Wien gezogen bin?

Beiderseitige Bekannte versicherten mir, daß nicht nur der Wohnungswechsel die Unterhaltung des Mannes, sondern auch diese den Mann selbst gar sehr influenzirt habe.

Auch datirt die exaltirte Frömmigkeit zweier mir befreundeter Damen von dem Zeitpunkt, da sie in die Nachbarschaft einer schönen, rein gothischen Kirche zogen. Wären sie in der Jägerzeile geblieben, immer die Praterfahrten vor Augen, sie würden dem weltlichen Tand und Putz, dem sie einst nicht abhold waren, vielleicht nie entsagt haben.

Wenn man alle diese möglichen Konsequenzen bedenkt, bleibt der Fuß wie festgebannt, zaghaft will man nicht vorwärts, durch die neue Wohnung in vielleicht neue Verhält-

nisse. Doch der civilisirte Mensch muß müssen, der 14. November ist ein kategorischer Imperativ, gegen den kein individuelles Wollen aufkommt. Also vorwärts!

Und wer wird auch so zaghaft sein? Steht man nicht frei und selbstständig bestimmend über seiner Umgebung, gewissermaßen seinem Futteral, im weiteren Sinne?

Eine genaue Gewissenserforschung wird diese Frage, so demüthigend es auch sein mag, nicht unbedingt bejahen. Wenn Hegel aufstellt, daß in der Wüste Sahara kein Sandkorn verweht werde, ohne seine Ortsveränderung im Gesammtorganismus der sichtbaren und unsichtbaren Welt fühlbar zu machen, so lehrt die Empirik, daß eine Wohnungsveränderung ebenfalls in alle Beziehungen der Menschen eingreift, sichtbar und unsichtbar umgestaltend. In diesen bewußten und unbewußten Empfindungen der Scheu vor hereinbrechend Neuem, Unbekannten gipfeln mehr noch als in der Müh' und Plage des Umziehens, die Emotionen der ersten November-Hälfte.

Eine Schattenseite im Wiener Leben.

Zwei Klagen, die sich diametral entgegengesetzt, auf's crasseste widersprechen und daher, wie man glauben sollte, einander aufheben müßten, tönen eben jetzt, wo das Winterleben sich organisirt, grell durch die Stadt. Die eine lautet: „ach es ist keine Arbeit zu bekommen“, die andere: „ach, es sind keine Arbeiter aufzutreiben.

Wer den nur allzu begründeten Jammer unserer Gewerbsleute nun schon Jahre lang theilnahmsvoll mit anhört, gibt sich logischer Weise dem Glauben hin, daß sie mit

Feuereifer jede Gelegenheit zum Erwerb ergreifen müßten. Doch, nichts verleitet en ce bas monde überhaupt und in Wien insbesondere so sehr zu praktischen Trugschlüssen, als eben — Logik. Dies erweist auch der vorliegende Fall, ein Zug, der sich, wir müssen es mit Bedauern sagen, mit nur geringen Ausnahmen durch unseren ganzen Gewerbsstand zieht. Wie groß und allgemein die Klage über Arbeitsmangel ist, kaum hebt sich das geschäftliche Leben und Treiben nur in etwas, so ist schon die Energie der so beweglich Jammernden nicht mehr fähig, seinen Anforderungen zu genügen, mit der Gelegenheit sie zu üben, ist die Lust dazu verschwunden. Der Gewerbsmann, der vor etlichen Monaten noch uns die schwere Noth der Zeit in grellster Weise schilderte und sich mit einer Servilität, welche schlecht zum Geiste unserer Zeit paßt, um eine kleine Arbeit bewarb, hat nun, sind ihm nur einige Aufträge geworden, wieder das barsche Wesen hervorgesucht, das zu impliziren scheint, die Leistung, die man von ihm verlange, sei ein Akt der Huld.

Nennt Schopenhauer Klarheit die vornehmste Tugend, ja, Pflicht des Philosophen und Gelehrten überhaupt, so sollte man meinen, jene des Gewerbsmannes müsse die Pünktlichkeit sein. Hierzulande ist sie jedoch in diesen Kreisen eine terra incognita. Wir Einheimischen sind schon so sehr daran gewöhnt, daß wir diesen Uebelstand wie ein unabänderliches, an Boden und Klima geknüpftes Verhängniß hinnehmen und nächst einem nach der Taxe fahrenden Kutscher durch nichts so freudig und unerwartet überrascht werden als durch einen Handwerker, der Wort hält. Fremde jedoch fühlen sich hier immer in entgegengesetztem Sinne überrascht, und wenn wir die Grenzen des theueren Vaterlandes oder auch nur jene der geliebten Vaterstadt überschreiten, werden

wir auf empirischem Wege belehrt und überzeugt, daß diese Unzuverlässigkeit kein unwandelbares Naturgesetz ist.

Wer hat wohl je, wir sprechen durchaus nicht allein vom Sturm und Drang der Ausziehzeit, einen Maler oder Tapezierer berufen, seine Wände neu zu schmücken, der nicht mindestens Stunden, oft auch Tage lang den schwer geräumten und gemißten Raum nur von einer Leiter, Farbentöpfchen oder Papierrollen okkupirt sah? Der Dekorateur selbst begnügt sich, im besten Falle mindestens diese Substituten zur festgesetzten Frist gestellt zu haben und treibt sich in diesem süßen Bewußtsein einstweilen anderswo herum. Wem hat je ein Bekleidungskünstler Wort gehalten? Doch halt! Diesen Herren imponirt wenigstens e i n Fall, allerdings der traurigste und extremste, ein Todesfall. Trauerkleider sind die einzigen, welche je versprochenermaßen fertig werden. Gott behüte einem daher vor der Pünktlichkeit eines Wiener Schneiders! Dafür dient ihnen „Trauer" das ganze Jahr über zum Vorwand ihrer Wortbrüchigkeit. Oder wer unter unseren Mitbürgern, wir nehmen Neusonntags-Kinder aus, war je so glücklich, seine Beschuhung zur anberaumten Zeit zu erlangen? Wir kennen eine Braut, welche auf dem Heimweg vom Altare dem Schuster mit den Brautschuhen begegnete. — Noth lehrt lügen; diese Erfahrung hat uns gar schlau gemacht, wir und viele Mitleidende haben die Taktik, wo irgend möglich den Handwerkern eine weit kürzere Frist als nothwendig zu stecken. Die Schuld auf ihre Häupter. Um ungestört im Gleise zu bleiben, müßte man eigentlich im Sommer den Winterbedarf und umgekehrt, bestellen. Freilich für Damen, deren zweites Gewissen die Mode ist, wäre das schwer thunlich. Doch auch da hat sich ein glückliches Auskunftsmittel gefunden. Das, so weit die Grenzen der

Civilisation und Intelligenz reichen, verbreitete Berliner Modejournal „Bazar" erklärte in seinem verlockenden Prospekte: „der Mode immer um einen Schritt voraus" sein zu wollen. Also wir empfehlen Allen, welche, obwohl sie in Wien leben, ihre Sachen zur rechten Zeit haben wollen, oben beregte Taktik.

Doch Scherz bei Seite, es ist ein gar betrübtes Ding um diese Demoralisation in unserem Gewerbstande, denn so müssen wir die Laxheit im Worthalten nennen. Es sollte dem Geschäftsmanne im Kleinen wie im Großen eine Ehrensache sein, die er mit Ueberwindung aller Schwierigkeiten, ja selbst mit Opfern durchsetzen müßte. Aber bis nun ist es nur noch ein abstrakter Begriff, eine graue Theorie, welche praktisch nur gar wenig Lebensfähigkeit zeigt. Und das ist der schwarze Faden, der sich ausnahmslos durch all' unsere Gewerbe zieht, der jede auch noch so kleine Unternehmung, welche sich anderwärts leicht und mühlos abwickelt, zu einer widerwärtigen Verwickelung, einem irdischen Fegefeuer gestaltet. Dank dieser vielfachen Verzögerungen, kann Nichts ineinandergreifen, zusammenklappen, es werden dadurch Kräfte vergeudet, Zeit verschwendet, in einer Art, welche John Bull das Haar sträuben würde. Wohl ist das „Time is money" schon über den Kanal zu uns gedrungen, auch ist die Wahrheit des Satzes genügend erkannt worden, doch ist von der Erkenntniß bis zur Bethätigung bei uns immer noch ein gar weiter Schritt. Der gemüthliche Schlendrian geht im schleppenden Tempo fort, obwohl uns der andere Satz, daß in Geldsachen jegliche Gemüthlichkeit aufhöre, schon recht fühlbar zu Gemüth geführt wurde. In der That hat außer in diesem Falle die Gemüthlichkeit, in dem darum einst so berühmten Wien auch nahezu aufgehört.

Aber nicht allein die Pünktlichkeit steht im Allgemeinen im „Soll" unserer Gewerbsleute, auch die Höflichkeit figurirt zumeist unter dieser Rubrik. Außer am Sonntage in der Kirche, wenn sie eine solche besuchen, sind sie zu keinem Mea culpa zu bewegen. Bringt irgend ein Handwerker ein endlich verspätetes Produkt seiner Thätigkeit, so ist er weit davon entfernt, auch eine Entschuldigung mitzubringen. Ja, erlaubt man sich eine auch nur maßvolle und allen Knigge'schen Regeln entsprechende Bemerkung über diese Verzögerung, so erfolgt darauf eine weit minder maßvolle Entgegnung, welche wie ein Ei dem andern einer Schelte ähnlich sieht, daß wir uns anmaßten, allen Ernstes die Ablieferung des Gegenstandes zur bestimmten Frist zu erwarten. Was allerdings den Betreffenden gar nicht hindert, sobald der Geschäftsgang wieder „flaut", uns wieder aufzusuchen, zu versichern, wie besonders hohen Werth er auf gerade unsere Kundschaft lege, wie das damals nur ein Mißverständniß oder gar eine gemüthliche Schäckerei gewesen. Daran knüpft sich natürlich wieder eine Jeremiade über die bösen Zeiten, die Unmöglichkeit, seine Arbeiter zu beschäftigen ꝛc. ꝛc.

Hat aber die Saison morte aufgehört, so beginnt der Tanz wieder, ganz nach dem alten Takte, von Neuem. Selbstverständlich gibt es hier wie überall Ausnahmen von der Regel, wenn auch leider nicht den hundertsten Theil so viele als in der englischen Sprache, doch im Allgemeinen kann man die Höflichkeit, oder eigentlich besser die Unhöflichkeit unserer Gewerbsleute als einen Gradmesser ihres Wohlergehens ansehen.

Für alle Unzuverlässigkeiten, Unregelmäßigkeiten dient zur etwaigen Entschuldigung Mangel an Arbeitskräften. Und gleichzeitig läuft nebenher bittere Klage, lauter Jammerruf

um Arbeit. Die Herbergen sind überfüllt, alle Wohlthätigkeitsvereine und durch sie die Wohlthätigkeit wird in Anspruch genommen auf's Aeußerste, und Mancher, welchen uns früher der Zufall als wackeren Arbeiter kennen lehrte, ist nun brotlos auf Darben und häufig auf Almosen angewiesen. Wer erklärt diesen Zwiespalt?

Seine tiefste Grundursache aufsuchen zu wollen, würde zu weit und über die Grenze hinausführen, die als Rubikon zu respektiren, eine Pflicht des Zeichners ist. Doch liegt viel des Bösen so nah und auf rein lokalem Boden, daß sich dieses wohl anführen läßt.

Sicher liegt die Schuld nicht an den „Meistern" allein. Es ist eine eigenthümliche Erscheinung bei dem Proletariat großer Städte, daß es, wie arg es auch Mangel leiden mag, wie ernst und bitter das Elend ihm in's Antlitz schaut, es doch oft wählerisch, ja launisch sich verhält seinen Subsistenzmitteln gegenüber. Der tief Herabgekommene ist gleichgiltig, stumpf, keiner rechten, dauernden Anstrengung mehr fähig, ohne rechte innere Lust, wenn auch nicht ohne Lustigkeit am Dasein und somit dem Mittel, es zu fristen. Nur der Moment, und seinem Bedürfniß abzuhelfen, ist seine Sorge, weiterhin mag er nicht blicken, denn es ist schmerzlich, scheinbar hoffnungslos und darum gibt er es auch auf, weiter zu denken, zu sorgen und sein Arbeiten und Schaffen trägt das Gepräge dieser Gedanken und Sorglosigkeit. Solch' traurig Herabgekommene, durch die mannigfachsten Einflüsse mit und ohne eigenem Verschulden, gibt es wohl gar Viele in unserer Residenz und es ist das ein zu schwieriges Material, um damit zu arbeiten.

Andererseits aber weisen alle Großstädte mehr oder minder eben solches auf, und daß es sich so herausgebildet,

fällt wohl zum Theile immer auf den Arbeitsgeber, dem Meister, zur Last.

Einzelne Groß-Industrielle, wie ein Heinrich Drasche, eine Familie Haas, deren prachtvolles Waarenhaus eben die letzte luxuriöse Ausstattung erhalten, sind so wenig bedeutsam für die Blüthe unserer Industrie im Allgemeinen, als einige Millionäre für den allgemeinen Wohlstand.

Doch findet sich dafür anderwärts eine Kerntruppe, welche im Hauptsächlichsten für den normalen Bedarf an Arbeitskräften ausreicht. Doch dies scheint der allgemeinen Klage nach, in Wien nicht der Fall zu sein und dies liegt jedenfalls an den Meistern.

Es herrscht kein industrieller Sinn bei uns.

Unsere Gewerbsleute laboriren fortwährend entweder an übermäßiger Muthlosigkeit oder übermüthiger Sorglosigkeit. In diesen Extremen verfehlen sie immer den richtigen Ton, sowohl mit den Konsumenten als den Arbeitern, und machen sich dadurch beide abhold. Sie verstehen es so wenig die Werkstätte als den Geschäftsgang geschickt zu organisiren. Aber ist nicht ein Hauptfactor im Organisationstalente der feste und gute Wille? Gewiß wird Niemand die traurigen politischen Zu- und Umstände, welche in unserer Zeit so abträglich und verderblich auf unseren Gewerbestand einwirken, unterschätzen, aber gewiß fordert er das Mahnwort: „Hilf Dir selbst, so hilft Dir Gott!“ gewaltig heraus.

Man legt unserem Reichskanzler ein Wort in den Mund, das auch auf dieses Verhältniß gar wohl passen würde. Herr v. Beust soll gelegentlich geäußert haben: „Eine große Schwierigkeit ist, daß Ernst und Lust der Arbeit in Oesterreich so gar selten zu finden sind.

Vom Loben.

Selbst das harmloseste und unbefangenste Wesen braucht in seiner Promenade auf dem Lebensweg noch keine weite Strecke zurückgelegt zu haben, um empirisch zu der Ueberzeugung gelangt zu sein, daß Lob und Tadel zwei sehr ungleiche Rollen spielen en ce bas monde. Die Kritik der reinen Vernunft wird im Allgemeinen mit warmem Eifer und schonungsloser Herbigkeit geübt, nur gar selten temporirt durch das Wohlwollen des Herzens.

Die Mängel, Schwächen, Fehler werden unter die Loupe gelegt, mit liebevollster Sorgfalt mikroskopirt, zerlegt, analisirt, während man sich den Vorzügen einer Person oder Leistung gegenüber myope erweist und keinen Beruf in sich fühlt dem geschwächten Sehorgan durch ein Vergrößerungsglas zu Hilfe zu kommen. Personen, denen man schreiendes Unrecht thun würde, wollte man ihnen im Allgemeinen Urtheilskraft zutrauen, besitzen nach dieser Richtung hin eine so scharfe Witterung, daß sie auf flüchtige Beschau wirklich als tüchtige Diagnostiker blenden; bei ihnen vertritt Malice, dieses sinngetreu unübersetzbare Wort, in allen seinen Nuancen von der pikanten Schalkheit, bis zur giftgezahnten Bosheit, den Verstand. Was kein Verstand des Verständigen sieht, das übet in Einfalt — ein malitiöses Gemüth.

Das ist ein organischer Fehler, welcher sich in der Gesellschaft mit der Civilisation entwickelt, bei der Ueberfeinerung, diesem Produkt der hochgradig organisirten Selbstsucht, üppig wuchert. Wie sehr wir auch diese Gepflogenheit in moralischen Stunden perhorresziren, ja im Prinzipe stets verdammen, so können wir doch dem Tadel, wofern er sich von jeglicher, auch der äußerlich feinen Gemeinheit freihält,

nicht unbedingt gram sein. Nicht allein aus praktischen Gründen, weil der Geist, der stets verneint, auch Gutes schafft, weil die Existenz unserer Salons, Klubs, ja selbst Boudoirs gefährdet wäre, wenn uns plötzlich die Milch der frommen Denkart überfluthete, sondern aus aufrichtiger Achtung. Der Tadel ist höchstens grimm, im allerschlimmsten Falle giftig, seine schöne Antipodin aber, das Lob kann unter Umständen recht perfid sein, und ich für meinen Theil ziehe die blanke Klinge einem Bonbon vor, das in lieblichster Hülle einige, wenn auch nicht geradezu lebensgefährliche Partikelchen Cyankali birgt.

Ich muß bekennen eigene und eingehende Studien über das Lob und Loben gemacht zu haben. Es sind mir unzählige Varianten dieser Spezies vorgekommen, aber es scheint, daß diese Abarten sich auf Kosten der eigentlichen Urpflanze vervielfältigen; denn ihr selbst bin ich nicht allzu häufig begegnet. Seltener noch als warmer Sonnenschein im nebelfeuchten November ist jenes freimüthige Lob, das spontan aus erfreutem Geiste, erwärmtem Gemüthe dringt, mehr noch sich selbst zur Erleichterung und Befriedigung, als um sein Subjekt zu erfreuen, zu verbinden. Dafür aber kursiren von diesem edelsten Stimulus so viele Surrogate, als von seinen materiellen Kollegen, dem köstlichen Rebensaft oder der Bohne von Mokka.

Gestern wieder hat mir der Rundgang durch einen Salon mehrere dieser Varietäten vor Augen geführt, von der harmlos selbstsüchtigen, bis zu den scheinbar unbewußt insinuirenden, in anmuthiger Form raffinirt gifthältigen.

In reizender Nachlässigkeit lehnte eine wunderschöne Frau in einem Fauteuil nahe dem Kamine, lebhaft unterhielt sie sich mit ihren beiden Nachbarn, deren einer die schmucke

Uniform der Freiwilligen-Hußaren trug, während der andere im Civile die ernsten Züge eines unserer Staatsanwälte aufwies. Wie weit der Ideengang der beiden Herren gewöhnlich auch auseinanderliegen mag, für diesen Augenblick schienen sie gleichmäßig in Bewunderung für die ludovisische Juno, wie die Dame im engeren Kreise bezeichnet wird, absorbirt, ihrem erregten Geplauder lauschend. Und wovon flossen diese klassisch gewölbten, dunkelpurpurnen Lippen über? Von dem Preis der Schönheit eines ganz unbedeutenden jungen Mädchens, an dem ich außer la beauté du diable keine äußerlichen Reize entdecken konnte. Es wären vielleicht zehn würdigere Objekte solcher Lobhymne im Saal gewesen, aber die Juno hatte ihr ostentatives Wohlwollen dem bescheidenen Veilchen geschenkt und stellte seine anspruchslosen Reize in's grellste Licht.

Wie reizend doch Alwine ist! Diese unausgedrückten, ich möchte sagen, unbestimmten Züge haben etwas so anmuthend Weiches. Und das niedliche Patschchen — während die Dame den blendend weißen Arm vorwärts bog, und den Fächer in der tadellosen Hand wiegte — kontrastirt so kokett mit dem schmächtig zarten Arm. Ich schwärme für dieses etwas matt blonde Haar und den ganzen zierlichen Styl Alwinens, und denke, sie muß auch Herren besonders anziehend erscheinen.

Feurig, als gälte es dem Feinde eine Batterie zu entreißen, warf sich der schmucke Hußar in's Zeug, erhob Protest gegen den zierlichen Styl, und vertheidigte den majestätischen mit einer zähen Tapferkeit, die sich auch durch keine abwehrende Fächerbewegung, keine pikante Entgegnung aus dem enthusiastischen Schwung bringen ließ. Ob er Juno überzeugte? Wenigstens schien sie seiner Ueberzeugung nicht allzu

sehr zu zürnen. Der Staatsanwalt hielt sich bei diesem Geschmacks-Scharmützel ziemlich passiv, wenn auch seine Augen mehr Freude am majestätischen Styl zu finden schienen, so zog sich doch ein sarkastischer Zug um seine dünnen Lippen. Es ist merkwürdig wie schwer es ist, selbst in den freien Abendstunden im Salon seinen Beruf los zu werden; die Witterungslust auch hinter dem Einfachsten besondere Motive aufzufinden, hatte ihn offenbar vom Gerichtssaal hierher begleitet, gewiß glaubte er wieder irgend eine Absicht zu merken und ward, wenn auch nicht geradezu verstimmt, so doch schweigsam.

Am Kamine selbst hatte sich eine Gruppe von literarischer Färbung gebildet, zumeist junge Männer, welche ein Bändchen oder Heftchen Gedichte, oder ein als Manuskript gedrucktes Schauspiel auf dem Gewissen haben, die sich von dem Kuß der Muse erwärmt glauben, bis nun aber nur einen sehr engen Freundeskreis zu demselben Glauben zu erwärmen vermochten. Sie umringten einen glücklicheren Ruhmes-Kandidaten, der mit einem gelungenen Gelegenheitsstück wirklich schon einmal vierzehn Tage lang von sich sprechen machte, und der dies Uebergewicht empfindend, dozirte. Ein neu aufgetauchter Autor, ein Dichter von echtem Schrott und Korn gab das Thema ab. Der Mann von vierzehntägigem Erfolg sprach mit ernster Kennermiene?

— Hildebrand? Ja Hildebrand ist ein Talent! Lehnt er sich gleich zu viel an Shakespeare an, so daß man vielleicht eine gewisse Ursprünglichkeit vermissen könnte, so spricht sich doch in seiner Tragödie unleugbar eine bedeutende Begabung aus. Ich sage, er kommt Euch Allen um einige Pferdelängen voraus. Wenn er noch tüchtig an sich arbeitet,

kann ich einen Rivalen bekommen. Er macht schon viel von sich sprechen.

Doch nicht hier allein gab literarisches Interesse den Gesprächsstoff. Der Gemal der Juno saß neben einer Dame, welcher es schon durch einen langen Zeitraum vergönnt gewesen, ihren Trieb nach höherer Geistesbildung obzuliegen, die darüber jedoch die Lektüre des Evangeliums nicht vernachlässigte, und der Spruch: man möge sein Licht nicht unter den Scheffel stellen, pflichteifrig bethätigte. Auch jetzt hatte sie offenbar dieses Licht mit verschwenderischem Glanze leuchten lassen, denn ihr Partner lächelte befriedigt, und das hat seinen guten Grund. Herr Behrend trägt nämlich, wenn auch nicht klar bewußt, die unbehagliche Empfindung mit sich herum, daß er in der Gesellschaft neben seiner Juno nicht eben eine Jupiter-Rolle spiele; damit man sich seines Daseins nicht allein durch einen Knopf im Taschentuch erinnere, und um sein gewohntes Schweigen zu einem Denken zu maskiren, liebt er es hie und da eine Phrase von schöngeistiger Färbung hinzuwerfen, doch bedarf es hierzu erst einer Aehrenlese auf fremdem Felde, zu welchem Behufe sich eine Konversation mit seiner einstigen Jugendgenossin recht fruchtbar erwies. Auch jetzt rief er vergnügt:

— Wirklich, liebe Freundin, ein Gespräch mit Ihnen ist mir immer Erquickung! Sie wissen, mir fehlt die Zeit meinem Vergnügen nachzugehen, Lektüre, Studien muß ich mir versagen, da ist denn die Konversation mit einer geistreichen, gebildeten Frau wahrhaft auffrischend. Das schöne Geschlecht hat die Muße seinen Neigungen zu leben.

— Da kann ich mir denken, lautete die Entgegnung, daß Ihre Julie Ihnen unschätzbar ist? — Sie liest nicht viel? Ah! nun die eleganten Frauen haben heutzutage so

viel mit ihrem Putz zu thun, und Julie ist so schön, daß es natürlich ist, wenn sie etwas viel Zeit für die Toilette verwendet. Auch raubt den Schönheiten, die als solche regieren, die Bewunderung, welche sie erregen, viel Zeit. Ihre Frau ist zu freundlich, um irgend Jemand durch herbes Wesen verletzen zu wollen. Sehen Sie nur eben jetzt, Julie, die Ihren Umgang gewohnt ist, fühlt sich gewiß durch die plump zudringliche Huldigung des Rittmeisters gelangweilt, aber sie ist zu gut, um es merken zu lassen. Es gibt wirklich Leute, welche solcher Herzensgüte unwürdig sind, die Nachsicht nur noch ermuthigt, die Freundlichkeit für Koketterie nehmen. Ich bewundere Ihre schöne Julie sehr, nehme immer ihre Partei, und singe warm ihr Lob.

Nebenan besprach man eben die neue Ansiedlung einer bedeutenden Kapazität auf medizinischem Gebiete; man hatte viel Gutes, aber auch einiges Abträgliche von dem neuen Ankömmling vernommen, und suchte darüber Bilanz zu ziehen. Als man eben in der eifrigsten Diskussion begriffen war, trat der Hausarzt später erst ein. Aerzte kommen immer spät, wie befriedigend auch der Krankenstand sei. Man wandte sich um Auskunft an ihn.

— Sie kennen ja so gut als ich den europäischen Ruf meines Kollegen; im persönlichen Verkehr fand ich in Professor B. einen höchst angenehmen, liebenswürdigen Mann von wahrhaft erstaunlich universeller Bildung, wie sie bei bei einem tüchtigen Fachmanne, der eifrig seinem Berufe lebt, höchst selten nur vorkömmt. Er ist auf zwei Instrumenten Virtuos. Ich habe mich schon vor einem Jahrzehent mit blutendem Herzen genöthigt gesehen, meiner Violine Ade zu sagen, die überhand nehmende Praxis, die riesenhaft anwachsende Fachliteratur, man muß doch immer noch fortstudiren.

Ja, für uns Aerzte sollte der Tag wirklich sechsunddreißig Stunden haben, nur um unseren Berufsobliegenheiten gebührend nachkommen zu können.

Seit wir 1848 in den sauren Apfel politischer Erkenntniß gebissen, ist wohl keine Versammlung welcher Art immer denkbar, in welcher nicht die großen Tagesfragen ventilirt werden. So wäre es gewiß auch hier nicht nothwendig gewesen, daß einige Herren sich über ihren Beruf zu politisiren, mit einem Mandat ausweisen mußten, um die politischen Ereignisse auf's Tapet zu bringen. Wie bunt schwirrt das untereinander! Hie Welf! Hie Waibling! ist viel zu wenig zu einer Zeit, in welcher es beinahe so viele Parteien als Individuen gibt. Man besprach die Kapazitäten der Deputirtenkammer und forderte auch die Urtheile der anwesenden Abgeordneten heraus.

— Sicher ist Dr. V. ein glänzender Redner, er beherrscht jederzeit die Aufmerksamkeit seines Auditoriums. Es gibt dies ein natürliches Bewußtsein der Macht. Was Wunder, daß er dann gelegentlich wie ein geschickter Reiter sein Pferd kourbettiren, alle Facetten seiner Beredsamkeit spielen läßt? Einem glänzenden Redner wird es wirklich schwer, immer konsequent zu sein.

— T. ist einer unserer tüchtigsten Deputirten, eingehend, gründlich, ein unermüdlicher Arbeiter. Schade, daß ihm im Hause so wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird, allerdings ist der Vortrag wohl stark gedehnt und trocken.

— Haben Sie L's Haltung in der Zollfrage beobachtet? Ich weiß, er ist einer der verläßlichsten Charaktere, dem das Wohl des Vaterlandes und unserer Industrie warm am Herzen liegt, seltsam, daß ein so prononzirter Liberaler

nicht Freihändler ist! Hat er nicht irgendwo Fabriken? Nicht als meint' ich — ich kenne L. als guten Patrioten.

Mein parlamentarischer Kollege W. hat der Regierung einen guten Dienst erwiesen, indem er die Debatte von der †† Frage ablenkte. — Man sagt, daß er gestern beim Minister speiste, der seine Tüchtigkeit zu schätzen versteht. Ich weiche jeder Verbindung mit der offiziellen Welt aus, man mag mich immerhin schroff nennen. Nicht als ob ich es jemand Anderem verüble! W. ist sicher parteihältig, aber wenn böse Zungen von der Gegenpartei das Zusammentreffen erführen, sie würden nicht ermangeln, boshafte Bemerkungen daran zu knüpfen: W. ist ein so bedeutendes Talent, daß es einem nicht Wunder nehmen dürfte, wenn die Regierung ihn zu gewinnen suchte. Ich besuche selbst die Empfangs-Soirée der Minister nicht.

Ein Ex-Minister wandte sich mir seitwärts zu:

— Lauter Männer, von bestem Willen beseelt, die aber doch das Vaterland noch in's Verderben ziehen werden. Wenig Menschen nur sind, wie gesinnungstüchtig sie auch seien, ganz frei von persönlichen Absichten. Ja, hätte sich das Ministerium Z. erhalten, es stünde anders um das Land. Ich will Niemand bezeichnen, aber mancher stimmte vielleicht in der Kabinetsfrage gegen uns, vom Schimmer eines Portefeuilles verlockt. Glauben Sie mir, es birgt eine Märtyrerkrone! Und dennoch gibt es immer noch Viele, welche mit allen Kräften darnach trachten! Ja, nur gar Wenige sind, bei aller Vortrefflichkeit, ohne persönliche Absichten. O vanitas in infinitum!

Wiener Gastlichkeit.

Die großmüthige Gastlichkeit der Orientalen ist ein Glaubensartikel, welcher uns in zarter Kindheit schon durch Vermittlung der Fibeln eingeprägt wird. Nichts ist so zäh konservativer Natur, als solche durch Tradition frühzeitig schon wachgerufene Eindrücke, und wir bewahren daher unsere enthusiastische Bewunderung für diese Tugend der Morgenländer bis ins späte Alter, obwohl dies eigentlich gewaltiger Gefühlsluxus, ein gänzlich unnöthiges Uebermaß an Bescheidenheit ist. Denn, die Hand auf's Herz, wer ist gastlicher als die Wiener? Welcher süperbe Wüsten-Scheikh kann sich darin auch nur mit dem simpelsten Wienerkinde messen?

Was thun diese stolzen Häuptlinge, daß der Ruhm ihrer Großmuth den Erdball umspannt?

Mit freundlich würdevollem Salem nehmen sie den Reisenden auf in ihr Zelt; sie salben die wunden Füße, bieten ihm Speise, reichen ihm das lange Rohr mit dem duftenden Kraute, die kleine Tasse mit dem belebenden Trank. Ja weit mehr noch, nichts kann der Wirth dem Gaste versagen, er bewirthet ihn nicht nur, er opfert sich ihm auch; seinem verlangenden Blick und leise nur angedeutetem Wunsche vermag er nichts zu weigern, selbst seiner stolzen Freude Gegenstand die schöne Waffe nicht; mehr noch, auch nicht den Gefährten und Freund seiner Einsamkeit, sein höchstes und theuerstes Gut, das windschnell eilende Roß mit dem treuen Blick. Immer noch nicht genug. Der Samum hat die Cisternen vertrocknet, eine winzig kleine gelbe Pfütze ist ein lebenspendender Schatz; die verschmachtenden Lippen zusammengepreßt, labt und feuchtet damit der Beduine den Mund des gleich ihm zum Tode erschöpften Fremdlings.

Das ist gewiß viel und schön, aber der Wiener thut mehr.

Vielleicht zwar opfert er dem Fremden nicht seine Habe und sein theuerstes Gut, gefährdet auch um seinetwillen nicht eben das Leben, aber er opfert und gefährdet mehr. Dem Naturvolke sind das die höchsten Güter und Gaben, das Kulturvolk steht höher, ihm sind es Geist und Bildung, die individuelle Ausprägung, der bewußt gefestigte Charakter. Der Wiener opfert dem Gaste das Höchste, seine Eigenthümlichkeit, seine Individualität.

Nicht allein, daß ihm das Fremdartige imponirt, daß er es bewundert, auf das Respektvollste bewundert, er schämt sich sogleich seiner abweichenden Eigenart, dämpft, verleugnet sie, ahmt das Fremde nach, ohne erst die Spreu vom Weizen zu scheiden, ja mit Bewußtsein selbst Unarten und Fehler imitirend. Das Fremde übt auf ihn einen unwiderstehlichen Zauber, dem er nicht nur wehrlos verfällt, dem er sich mit wohligem Behagen, mit eifriger Unterthänigkeit willig ergibt. Eine Menge guter, liebenswürdiger Eigenschaften verbinden sich hierzu mit minder anerkennenswerthen.

Es ist eine schöne, aber gefährliche Fähigkeit, welche die Deutschen in höherem Grade als irgend eine andere Nation besitzen, eine fremde Sprache so vollkommen zu erlernen, daß sie mühlos handlich wird, daß man sich ihrer mit gänzlich unbewußter Leichtigkeit bedient. Eine Sprache vollkommen gut zu sprechen, muß man sie denken, richtig denken können, das heißt, man muß nicht seine Gedanken in das fremde Idiom übertragen, sondern in dem Geist desselben empfinden und denken; das aber ist nicht möglich, ohne seine eigene nationale Individualität mindestens momentan zu verleugnen, zu verdrängen. Der Engländer, Franzose, Italiener ist weit weniger bemüht korrekt zu sprechen, als seinem Gedanken, seiner

Empfindung, wenn auch auf ganz unkorrektem Wege möglichst präzisen Ausdruck zu geben. Er mischt den unübersetzbaren Ausdruck in seiner Landessprache in den Satz ein, ja er erfindet, komponirt einen neuen, seine Meinung getreu, lebendig zu illustriren. Der Deutsche thut von alledem Nichts. Was an seinem Denken und Fühlen unübersetzbar ist, verschluckt er verschämt und bescheiden, während er sich zappelnd abmüht, sich in die fremde Ausdrucksweise innerlich hineinzuleben. Es ist dies nicht allein Elastizität, es ist Porosität.

Und von allen Deutschen besitzen die Oesterreicher und speziell die Wiener diese aktive und passive Fähigkeit am ausgeprägtesten. Nirgends, in allen deutschen Gauen, kaum das linkseitige Mainufer ausgenommen, wird z. B. französisch mit so richtigen Vokalen und geistigem Accente gesprochen, als in Wien. Doch nicht vom Sprechen fremder Sprachen wollte ich handeln, es ist das nur ein Symptom unserer chronischen Selbstlosigkeit, das sich eigentlich an der eigenen Muttersprache noch greller zeigt. Der Wiener ist in seiner Sprechweise im Allgemeinen salopp, er bedient sich der Schriftsprache gewissenhaft nur zum Schreiben und läßt sich zu mündlichem Verkehr den Dialekt bequem angehen. Für sich und die Seinen ist er ihm gut genug, er könnte besser, aber er findet es nicht nöthig, es entspricht eben seinem Wesen; sobald er aber in den Dunstkreis eines Norddeutschen kommt, überfällt ihn wieder zaghafte Verschämtheit, er macht kühne sprachliche Anstrengungen, läßt wunderbare hohe A ertönen, die mit ihrer Umgebung seltsam kontrastiren, wendet krampfhaft die halbvergangene Zeit an, auch wenn er ein Vorkommniß bespricht, das vor einem Jahrhundert stattgefunden. Das ist die ältere Generation, stößt sie auf

Jemand, der leidlich hochdeutsch spricht, so bemerkt sie naiv sogleich: Sie sind gewiß nicht von hier.

Die jüngere Generation macht nicht mehr in Wienerismen, aber auch ebensowenig im einfach richtigen Hochdeutsch, sie ist schon des Segens der Eisenbahnen theilhaft worden, und hat denselben benützt, sich ein Ragout von intergermanischen Provinzialismen zu brauen. Von welchem Winkel Deutschlands immer Jemand kommen mag, er wird bemerken, daß irgend ein Ausdruck, eine lokale Redewendung, welche man sich bei ihm daheim nur gestattet, hier mit kokettem Stolze gehandhabt, ihm vor Ohren geführt wird, während man seinen sprachlichen Eigenheiten aufpaßt, sie unwillkürlich oder auch bewußt wieder anwendet. Man brauchte nur dem Ohr zu folgen, um z. B. zu wissen, in welchen Häusern man im Vorjahre viel mit Sachsen verkehrte. Man stellt an den Fremden gar nicht die Forderung, daß er sich akklimatisire, sondern geht seinen sprachlichen Eigen- und Gewohnheiten mit liebenswürdigster Zuvorkommenheit neun Zehntel Weges entgegen und entschuldigt sich dabei eifrigst, daß man es nicht vermöge, auch das zehnte Zehntel zurückzulegen. Dank diesem gastlichen Bemühen, wird das echt Wienerische demnächst so ziemlich verdrängt werden, zwar nicht durch das Hochdeutsche, aber durch Eisenbahn-Deutsch. Sollte es den Gästen darum doch noch nicht heimlich klingen, so müssen sie doch sicherlich den guten Willen anerkennen.

Doch, alles dies ist nur nebensächlich; wenn auch das Formale die Wesenheit berührt und influenzirt, so ist das doch nur ein geistiger Einfluß auf Umwegen, mit Hindernissen, wir haben jedoch ganz unmittelbare noch zu registriren.

Das „kein Prophet gilt in seinem Vaterlande“ paßt wohl nirgend hin so gut als auf Oesterreich und dessen

Reichshauptstadt. Talente, welche innerhalb unserer Bannmeile erblühen, werden, wenn nicht geradezu fallen gelassen, so doch nur kühl ästimirt, bis sie uns verlassen und mit auswärtigem Ruhm beladen, als Gäste zum Besuche wiederkehren; dann ergehen wir uns in Enthusiasmus-Raserei. So ehedem geschehen bei Henriette Sonntag, Fanny Elsler 2c. Ueber die Bewunderung Kaulbachs, Kornelius, selbst Asmus Karstens, hatte man in weiteren Kreisen vergessen, daß wir Rahl besaßen; erst als sein Tod einen Schmerzensschrei in der gesammten europäischen Kunstwelt erweckte, ward man allgemein stolz auf den großen Mitbürger. Für Gegenstände, Persönlichkeiten, Leistungen ist eine ausländische Etikette allemal eine wirksame Empfehlung. Haben wir aber, in was immer für einer Richtung, tüchtige Kräfte von auswärts gewonnen, dann nimmt mit dem Reiz des Fremdartigen gleichgradig auch unser glühender Enthusiasmus ab, bis zu jener Anerkennung, deren behaglich laue Temperatur sehr häufig das Kennzeichen sichern Besitzes ist. Nur in Einem Falle auf künstlerischem Gebiete hat Wien dem verehrlichen und hochverehrten Ausland sich kühn und entschieden Opposition erlaubt, indem es trotz dem grobkörnigen Julian Schmidt und den zarten Dresdner Aesthetikern stolz auf seinen Grillparzer ist.

Dafür eskomptiren wir aber jede auswärts geprägte Ruhmesmünze vollwichtig nach dem Nennwerth, wenn auch eine nur mäßig sorgsame Untersuchung das Metall als weit minder kostbar herausstellen würde.

Jeder Gast kann bei uns seines Erfolges sicher sein, auf welchem Gebiet immer er sich bewege, wissenschaftlichen, künstlerischen, industriellen. In jedem Ankömmling dieser Art feiert man einen Messias für das betreffende Fach, verläßt um seinetwillen die schon erprobten Autoritäten, läuft

zu ihm, umdrängt ihn, bis er akklimatisirt, das Bürgerrecht gewonnen und man wahrnimmt, daß er nicht mehr, ja mitunter weniger leiste als die Einheimischen. Diese schöne Gastlichkeit verfehlt nicht, uns mancherlei Besuch zuzuziehen, Reisende, welche in allen Fächern, aber besonders solche, welche in Geist machen. Die Letzteren verstehen unsere Zuvorkommenheit praktisch zu würdigen, indem sie sich weiter nicht viel anstrengen. Wenn sie auch ihre Kraftbrühe zu Spülicht verwässern, es ist gut genug, wissen wir doch, daß sie eine solche zu brauen vermögen, kennen wir doch ihre klingenden Namen. Und wirklich wieder eskomptiren wir ihn auf das Prompteste, Liebenswürdigste, wenngleich er selbst nicht eben liebenswürdig gegen uns verfährt.

So empressirt zuvorkommende Anerkennung findet doch wieder in Anerkennung ihren Lohn? Das minder. Eben unsere gefeiertsten Gäste gefallen sich oft, ja meist darin, die gute Stadt, die sie so freundlich aufgenommen, und alle ihre sozialen Beziehungen mit hochmüthigem Naserümpfen unbarmherzig und oft ungerecht zu bekritteln, ja sehr grobpfefferig zu schmähen, mit einer Offenherzigkeit, welche einer besseren Sache würdig wäre, ihren freundlichen Gastgebern schonungslos und unaufgefordert in's Gesicht. Und diese?

Lassen es sich bieten, stimmen ein. — Das Selbstgefühl des Wieners ist befriedigt, sobald man die unbestreitbare Schönheit des St. Stephansthurmes anerkennt, alles Weitere und damit sich selbst gibt er Preis. Jede Rüge des Fremden nimmt er ohne Vertheidigung, ohne Aufklärung hin, stimmt ihr bei, trägt seiner Schmähsucht neues Materiale zu, indem er alle erdenklichen Uebelstände an's Licht zieht. „Bei uns kommt nichts Gescheidtes zu Stande", und ähnliche Sätze werden den Fremden gegenüber zahlreich

aufgetischt. Wir besitzen nicht nur eine eigenthümliche Neigung, unsere Wäsche in pleno publico zu waschen, sondern auch uns recht armselig als Schmerzenskinder zu geriren, indem wir die Vorzüge, welche uns zu Theil geworden, ignoriren, negiren und mit Jeremias trübseligen Angedenkens Klageliedern konkurriren. Wie würde, ich sage nicht ein Pariser, Berliner, Dresdener, Münchener, sondern ein Rudolstädter oder Lobensteiner in Harnisch gerathen, wenn man seine Residenz und ihre Sozietät angriffe! Moralisch gemeint, bringt der Wiener dem Fremden die Schlüssel seiner Stadt entgegen, übergibt sie ihm auf Gnade und Ungnade.

Doch nicht nur sie, auch sich selbst. Arroganz wird durch Demuth nur noch gesteigert, offensiver. Irgend ein kühner Fremdling begnügt sich nicht, im Allgemeinen insolent zu sein, er wird es auch im speziell persönlichen Falle, nicht nur gegen die Stadt, auch gegen das Haus, das ihn gastlich aufgenommen. Natürlich wohl macht man dann auf mehr oder minder feine Weise von seinem Hausrecht Gebrauch? O nein, es ist ein Fremder, eine Celebrität, man läßt sich daher viel gefallen, das an einem Einheimischen mit Recht nicht geduldet würde. Die Koterie zischelt sich lächelnd zu, was er Diesem, Jenem gesagt, gethan. Jedes propagirt, was dem Anderen geschehen, meint, was ihm selbst widerfahren, ahne niemand Anderer, und fühlt sich nicht im mindesten davon verletzt, daß ein Fremder seine Freunde gerüffelt habe. Schließlich sagt noch irgend ein besonderer Bewunderer des brutalen, reisenden Genius rechtfertigend: „Dem Löwen ist viel erlaubt.“

Man klagt, daß Wien von seiner Liebenswürdigkeit eingebüßt habe; nun ich wünsche aufrichtig, daß es nach dieser Richtung hin noch Manches einbüßen möge, dafür kernhaftes Selbstgefühl eintauschend.

Die berühmten Aerzte.

Es war vor zwei Jahren zu — — doch wozu Namen nennen, genug daß es weit, sehr weit, einige hundert Meilen weit von Wien entfernt war — da ich im eifrigen Durchstöbern eines Archives so ziemlich allen sozialen Umgang vernachlässigte. Nur mit einem der Herren Archivare hatte ich Freundschaft geschlossen, wir wanderten des Abends mitunter in's Freie. Als die nasse Herbstwitterung diesen Spaziergängen ein Ende machte, forderte mich Herr Wentlof einst auf, den Abend mit ihm bei seiner Schwiegermutter zu verbringen.

— Sie werden in ihr eine originelle, interessante Frau kennen lernen. Bei schon vorgerückten Jahren ist sie von einer, unsere blasirte Jugend wahrhaft beschämenden Geistesfrische, von universellem regen Interesse und einem prächtigen Humor. Sie wäre somit das Ideal einer guten Gesellschafterin, wenn sie nicht ein paar Schwächen besäße, die mitunter einen kleinen Mißton in die Unterhaltung bringen. Seltsam, obwohl sie geistig mit der Zeit ganz wacker Schritt und Tritt hielt, ist sie von einer leidenschaftlichen Antipathie gegen die Schlagwörter derselben beseelt. Irgend eine phrase du jour versetzt sie in eine Aufregung, welche mitunter an das derb Schonungslose grenzt. Sie ist ein Widerspruchsgeist prima sorte. Die zweite Schwäche ist, daß sie ein Pflaster, welches sie selbst bereitet, als ein Universalmittel gegen alle Leiden betrachtet und damit in ihrem Wohlwollen manchmal recht zudringlich wird. Hüten Sie sich in ihrer Gegenwart über irgend etwas zu klagen, sonst bekommen Sie sogleich das Emplastrum applizirt. Es hilft gegen Alles,

ich glaube, Mama ist fähig, es sogar gegen unglückliche Liebe zu ordiniren.

Damit waren wir bis vor den Salon der Frau Armfels gekommen, schon tönte durch die dicke Portière das trauliche Gebrodel des Theekessels, plötzlich von einer jungkräftigen Männerstimme überschrieen.

— Aber, beste Tante, lautete es, nicht allein in geistiger Beziehung überflügelt unsere Zeit jede vorangegangene; was sie in Deinen Augen doch jedenfalls zur besten stempeln muß, ist, daß man sie mit vollem Recht jene der Humanität nennen kann, ja muß.

— Liebster Wilhelm, scholl es entgegen, bleibe mir nur mit der Humanität vom Leibe, mir wird ganz übel, wenn ich das Wort nur höre. Welch' armseliger, lumpiger Popanz ist doch Euere vielgepriesene — —

Unser Eintritt schnitt den Satz durch und bewahrte die Humanität so vor einer Ehrenbeleidigung. Der von der Zeit schon stark gepuderte Scheitel der Dame beschattete feste, intelligente Züge, ein lebhaft, ja sogar etwas schalkhaft funkelndes Auge. An den herzlichen Willkommengruß knüpfte sie sogleich:

— Erlauben Sie nur einen Augenblick, ich habe mit meinem Neffen da nur noch ein Hühnchen zu pflücken. Zu diesem gewendet — ja, mein verehrter Menschenfreund, um Eure Humanität ist es, zu meinem Leidwesen muß ich es sagen, ein recht schäbiges Ding. Sie bringt das Fernrohr nie vom Auge, spekulirt auf die Beglückung ferner oder gar unentdeckter Völkerschaften, kommender Geschlechter und läßt dabei Alles um sich herum gemüthlich zu Grunde gehen. Einst als sie minder pompös nur christliche Liebe, oder werden wir gar nicht konfessionell, Nächstenliebe hieß, da sprang Einer

dem Andern bei, wo er Noth und Leid sah, und gar manche Thräne ward getrocknet. Seit die Humanität im Schwunge ist, sorgt aber Jeder nur für sich selber und treibt nur mehr auf Distanz Philanthropie. Euere Bruderliebe beginnt erst auf hundert Meilen Entfernung. Auch seid Ihr viel zu großartig, es genügt Euerer Humanität nicht Einen Menschen zu trösten, ihm zu helfen; das verschmäht Ihr als zu gering, zum Mindesten einer ganzen Klasse muß geholfen werden; zu diesem Zwecke gründet Ihr Vereine, deren einziger Erfolg in Zweckessen besteht. Richtet Ihr auch praktisch nichts aus, so seid Ihr doch durch Euere Beglückungstheorien befriedigt; Ihr habt damit Euere Schuldigkeit gethan, und leidet während dem auch knapp an Euerer Seite irgend ein Mensch jammervoll Schiffbruch, es ist nicht Euere Schuld, wenn man das Ganze im Auge hat, kann man nicht auf jede Einzelheit achten. Euer liebendes Herz umschlingt Millionen, die ganze Menschheit, den Eskimo, wie den Feuerländer, kein Wunder, wenn in dem Gewimmel kein einzelnes Individuum speziell ausgezeichnet ist, daß obenauf das Ganze beherrschend, verdeckend, das eigene Ich schwimmt in behaglichster Breite.

— Aber, beste Tante — —

— Aber, schwärmerischer Neffe, höre mich nur zu Ende. Ich kenne diese wohlfeile Humanität auf Distanz. Wie viele meiner Bekannten verbrachten während des amerikanischen Krieges schlaflose Nächte über die Emanzipation der Neger, während der Invasion der Franzosen in Mexiko, um das Geschick seiner Eingebornen, was sie aber nicht hinderte, tagsüber ihre Dienerschaft zu quälen und zu tyrannisiren, den Leumund ihrer „Freunde" zu skalpiren. Oder Eure frommen Engländerinnen, die emsig warme Strümpfe stricken

für die Kinder in Central-Afrika, damit die lieben Kleinen sich nur ja nicht erkälten im heißen Wüstensande, während im Winter unter den Pfeilern der London-Bridge dutzendweise Obdachlose zum Tode erstarren. Humanität? Ich will nichts hören von Humanität!

— Liebe Tante, Du wirst doch keinen Augenblick lang ernstlich denken, daß ich diesen Begriff mit Xantipen oder Betschwestern in Verbindung bringe? Wenn ich behaupte, unser Zeitalter sei jenes der Humanität, so beziehe ich das natürlich nicht auf den letzten Zerstreuungsanker einiger — — nun — femmes de quarantes ans, sondern auf das Höchste, die Wissenschaft. Während man sich im vorigen Jahrhundert, und zu Anfang dieses im Abstrakten, in der Spekulation, welche Feuerbach so richtig die betrunkene Philosophie nennt, verlor, alles Reale nicht achtend, hat mit dem Sieg der Naturwissenschaft auch die Humanität ihre Siege gefeiert. Die Wissenschaft ist nun der Messias, der es sich zur Aufgabe gestellt, die Menschheit zu erlösen von Irrthum und Uebel und — —

— Oh, über den Studenten-Enthusiasmus! Auch seit sie sich als Selbstzweck proklamirt wurde? Nächstens werdet Ihr im Drang Eueres erlösenden Forschergeistes, statt an Lapins an Menschen Vivisektionen vornehmen. Diese werden dann allerdings rasch von allen Uebeln erlöst sein. Ein homo sapiens mehr oder minder, was macht das aus? Kein Material ist zu kostbar für die erlösende Wissenschaft, die sich Selbstzweck ist.

— Es ist zum Verzweifeln, Tante, wie Du Alles nach Deinem Gefallen verdrehst! Wenn Du sogar der Heilkunde und ihren Vertretern humanitäre Absichten absprichst, dann hört Alles auf, dann muß ich auf jede Diskussion verzichten.

— Nimm diese Tasse Thee, lieber Wilhelm. So lange Du noch den Doktorshut nicht trägst, glaube ich meinen Empfindungen nach dieser Richtung hin keinen Zaum anlegen zu müssen. Die Heilkunde? Nun sage mir selbst, der Du an dem großen Erlösungswerk wacker mit Hand anlegen willst, sage aufrichtig, hat sie in unserem Zeitalter der Erleuchtung besondere Fortschritte gemacht?

— In Wahrheit, Tante ich muß über diese Frage staunen! Wie sehr Du auch gegen unsere Zeit eifern magst, ich weiß doch, daß Du alles Große, das sie zu Tage fördert, mit Aufmerksamkeit beobachtest, verfolgst. Auch der Laie muß heutzutage wissen, wie Bedeutendes eben auf diesem Gebiete neuerlich geleistet worden. Wie hat z. B. nur die Pathologie sich entwickelt!

— Ach ja, Pathologie, Anatomie, Phisiologie ꝛc. In der Erkenntniß der Uebel seid ihr wirklich erstaunlich vorgeschritten, wie aber steht es mit der Erkenntniß der Mittel, sie zu beheben? Mit der Heilkunde? — — Der Ausspruch „gegen dieses Leiden, jene Krankheit steht uns kein Mittel zu Gebote," wiederholt sich erschreckend oft, nicht allein aus dem Munde junger Aerzte, sondern auch aus jenem der Senioren, der Celebritäten. Von Euerem großen Diagnostiker, dem kleinen, gemüthlich aussehenden Professor Setho, hörte ich neuerlich wieder mehrere Fälle der Art. Während die Patienten ihm bei der Ordination ihre Krankengeschichte relationirten, suchte er diesen Vortrag durch mehrfaches Gähnen zu beschleunigen, das den Kranken zwei beneidenswerthe Reihen blendend weißer kleiner Zähne zeigte; als sie auf dieses Zeichen theilnehmenden Interesses zum Schluß eilten, öffneten sich die prächtigen Zahnreihen noch einmal zu dem Ausspruch: „Dagegen gibt es kein Mittel."

— Oh, da mußt Du doch gestehen, daß eben diese sublime Ehrlichkeit in ihrer ungeschminkten Naivetät, den Mann zur Größe adelt? Die Verachtung jeglicher Charlatanerie, wie die genaue Erkenntniß ist es, was heute unsere Aerzte zu echten Männern der Wissenschaft stempelt.

— Lieber Wilhelm, das Sublime taugt übel auf unserer Erde. Schlimm genug, wenn es kein Mittel gibt, einem Uebel abzuhelfen. Wenn man schon nichts geben kann, so soll man doch auch dem Leidenden nichts nehmen. Die Hoffnung mindestens ist Jedem zu gönnen, ein unschuldiges Pülverchen und ein Trost hat Niemanden noch Schaden gebracht, dagegen der Glaube Manchem geholfen, die Muthlosigkeit und Verzweiflung manchen Ruin beschleunigt.

Diese Ehrlichkeit kommt mir zum Mindesten ebenso brutal als sublim vor, und sie ist, leider Gottes, jetzt Mode. Professor Wolz, diese Berühmtheit, die an allen Enden Europas zu Rathe gezogen wird, hat neulich einen Jugendfreund, der im gelähmten Zustand von weither um Hilfe zu ihm gereist war, unvorbereitet und schonungslos mit dieser sublimen Wahrheit regalirt.

Die Ordinationen — mischte ein ältlicher Herr, dessen Gesichtsfarbe auf schlechte Gallenabsonderung schließen ließ, ein — bei unseren medizinischen Matadoren machen überhaupt keinen sehr weihevollen Eindruck. Gewöhnlich erscheinen die Herren erst eine halbe oder auch ganze Stunde später, als festgesetzt ist; mit prüfenden Blick mustern sie das überfüllte Wartezimmer, repartiren in raschem Kopfrechnen die noch übrige Zeit auf die Anwesenden. Dreißig ängstlich Harrende und nur noch eine Stunde Zeit, also zwei Minuten auf den Patienten. Es geht sehr rasch; ich habe oft von derlei Konsultationen nur den Eindruck von der Audienz Tri-

butpflichtiger bei ihrem Suzerän mitheimgebracht. Doktor Arbetz ist dabei ein noch sehr grobkörniger Pascha.

— Oh, diese Matadore — fiel die Matrone mit jugendlichem Feuereifer ein — sind bei ihren Besuchen nicht minder expeditiv. Es ist ihnen zu zeitraubend, nur den Oberrock auszuziehen, sie sitzen einen Augenblick am Krankenbette, sie mustern, während sie zerstreut den Patienten anhören, die Bilder an den Wänden, werfen mit pointirter Gleichgiltigkeit und Abruptheit ein paar Worte den bestürzt horchenden Angehörigen zu und verschwinden schleunigst wieder. Daß die Diagnosen dabei nicht unfehlbar sind, hast Du an Deiner eigenen Schwester erfahren, Wilhelm.

— Irren ist menschlich, Tante!

— Ach, wenn die Menschlichkeit dieser Herren in ihren Irrthümern besteht, dann gebe ich Dir zu, daß sie äußerst human sind. Nein, nur keine Professoren, keine Celebritäten, lieber vertraue ich mich dem Jüngling an, der eben den Rigorosensaal verläßt, er ist noch nicht gänzlich abgestumpft, hat noch eine stille Ahnung, daß ein Menschenleben etwas werth ist. Aber ich brauche, dem Himmel sei Dank, keinen der Herren, mein Pflaster . . .

— Wenn schon die Medizin — schrie der Student mit hochrothen Wangen — von vorurtheilsvollen Laien nicht gewürdigt werden kann, so müssen sie doch die ungeheueren Leistungen unserer Chirurgie anerkennen, diese sind zu handgreiflich, um selbst von mißwilliger Unkenntniß geleugnet werden zu können, und gerade in diesem Fache weist unsere Hochschule Größen ersten Ranges auf, die immer wieder neuen Zuwachs erhalten.

— Gott behüte einen vor den Neuen, wie den Alten. Diese Celebritäten sind mehr noch als alle andere auf „schöne

Fälle" aus. Wo es gilt, ein Kunststück oder besser einen Kunstschnitt auszuführen, da sind sie in ihrem Element, für Geringeres, das nur Geduld und Sorgfalt braucht, haben sie weder Geduld noch Sorge. Wie weiland Admiral Napier wetzen sie im Gedanken immer die Messer und kümmern sich in ihrer, wie nennst Du's, Sublimität? gar nicht darum, wenn der Kranke durch dieses angenehme Geklirr unnöthiger Weise erschreckt wird. Sie zuvörderst sehen in den Kranken nur Material für die Wissenschaft, die sich Selbstzweck ist. Ich möchte eine Celebrität in diesem Fache nicht als Besucher in meinem Salon sehen, ich wäre immer in Sorge, daß er im edlen Forscherdrang sein Besteck hervorziehe und an mir experimentire. Doch nein, so gar rasch sind die Herren doch nicht zur Hand, sie halten mitunter im letzten Augenblicke noch inne, das Messer in der Hand, um über alle Punkte des interessanten Falles noch klar zu werden. Nein, wer nicht eine Nase zu wenig oder ein Glied zu viel hat, halte sich diese Größen fern, wer nur simpel und gemein geheilt werden will, der suche Sterne zweiten Ranges, die noch Zeit und Sinn dafür haben, oder noch besser, der brauche mein Pflaster.

— Tante, Du bist undankbar gegen die medizinischen Berühmtheiten, denke an . . .

— Meine Augen? Wohl, natürlich und zugleich mit warmer Dankbarkeit an Professor Adelbert. Keine Regel ohne Ausnahme, das ist ein ebenso trefflicher, wirklich humaner Mensch als bedeutender Arzt. Eben er liefert den Beweis, daß es, was man sonst schier bezweifeln möchte, möglich ist, bei einem beinahe überwältigenden Andrang von Patienten, doch für jeden eingehende Sorge, unaffektirte Theilnahme zu bewahren, bei großer Einfachheit und schlichtem Wohlwollen zu imponiren. Er ist beinahe wie das kleine Licht im

Hintergrunde auf Coreggios Bild „die Nacht" da, damit man sieht, wie dunkel es ringsum ist. Ach! Pardon, Herr Walden, ich habe mich von dem Widerspruchsgeist, meinem Neffen, so mit fortreißen lassen.

— Diese Schilderungen waren mir ganz interessant, überdies habe ich Ihnen mit egoistischem Behagen zugehört. Bei uns ist es auf diesem Gebiete ganz anders.

— Ach ja, das weiß ich, Wien erfreut sich nach dieser Richtung weithin des besten Rufes. Ich gratulire Ihnen aufrichtig dazu, wenn sie abreisen, werde ich Ihnen aber doch eine Stange von meinem Pflaster mitgeben.

Pfingsttagsausflüge.

Ehedem kannte der kleine Mann eine Menge Genüsse nur vom Hörensagen, wie Vieles war exklusiv dem Reichen vorbehalten und lag gänzlich außerhalb des Gesichtskreises des gering Bemittelten. Auch einige dieser Prärogative sind theilweise schon nivellirt und Manches, das zur Zeit unserer Großeltern nur gar wenigen Auserwählten zugänglich war, kann jetzt Jeder, dem das freundliche Geschick nur ein kleines Plus über das Nothwendige beschieden, genießen. So das Reisen. Alle die Vergnügungszügler, die heute nach Süd und Nord, nach Ost und West stieben, die um Geringes mit den Alpen und Karpathen, der Adria und den schimmernden Bergseen Bekanntschaft machen, wären vor einem halben Säkulum über Baden und Purkersdorf nicht hinausgekommen. Der Vergnügungszug ist zwar nicht die behaglichste Art, die Welt kennen zu lernen, aber doch eine

Gelegenheit, wenigstens einen Zipfel von ihr zu sehen, welche der Kleinbürger mit Eifer ergreift.

Besonders an den Pfingsttagen macht sich in Wien die Centrifulkraft geltend, und Jeder, dem auch später hinaus keine längeren Ferien beschieden, fragt Jeden, der sich in derselben Lage befindet: „Wohin gehen Sie über die Feiertage?“ Da ist es denn auch, daß die großen Anschlagzettel, welche von Vergnügungszügen nach allen Weltgegenden berichten, umlagert sind. Meist gibt in diesen Fällen der Bestand des Kassenfonds den Ausschlag für das Ziel der Fahrt. Mitunter aber auch ist die Wahl auf das Wunderlichste und Kapriziöseste motivirt. So sah ich dieser Tage einen ehrsamen Handwerksmann, dessen Arbeiter wahrscheinlich Alle dem Bildungsvereine angehören, im Gasthause über den Annoncen brüten. Offenbar war er in der Qual der Wahl befangen, plötzlich aber rief er entschlossen:

— Ich geh' nach Brünn um Nachfrag' nach dem Giskra. Meine Leut' sind jetzt ganz fuchtig über ihn, man kennt sich gar nit mehr aus, was man sich denken soll. Aber in Brünn müssen sie'n gut kennen, da werd' ich Alles derfragen; is er dort immer brav g'wesen, wird ihn d'Wienerluft auch nit verdorben haben. Dann erzähl' ich's den Hiesigen. Aber man muß seine Leut' kennen, d'rum geh' ich diesmal nach Brünn.

Schwerlich wird irgend Jemand, dem gedunsenen rothen Gesicht, mit den kleinen blinzenden Augen ansehen, daß der Mann eigentlich auf politischer Mission reiset, und Se. Exzellenz der Herr Minister ahnt nicht, von welcher Bedeutung ihm in diesem Augenblicke die Nachrede irgend eines Brünner Schankwirthes werden kann.

Jene, welche mit den noblen Passionen der Grand-Seigneurs sympathisiren und in ihren süßen wachen Träumen spintisiren, was sie thun werden, wenn sie durch Dazwischenkunft von einem Dutzend Haupttreffern Millionäre geworden sind, wollen nach Eisgrub, sich am Anblick des weltberühmten Parkes zu letzen und zugleich ein Vorbild für ihre künftigen Anlagen zu gewinnen. Auf fürstlichen Kieswegen, im Schatten fürstlicher Bäume wandelnd, erscheint man sich selbst ein höheres Wesen, man vergißt das Gestern und das Morgen, alle Anforderungen des praktischen Lebens in vornehmem Wonnegefühl. Das heißt: die Männer, die Frauen nicht. Die sind in dieser Sphäre unverwüstlich praktisch und verstehen es stets, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden. Vielen ist es gelungen, eine Celebrität des nahen Nikolsburg zu acquiriren, und auf der Rückfahrt tönt unter mancher schwarzen, von pompösem Federhut überschatteten Seitenmantille ein Geschnatter hervor, als gälte es, das Kapitol zu retten, und aus manchem modisch kleinen Taschentuche drängt sich indiskret eine mächtige Leber, welche das Entzücken jedes Gourmands bilden würde. In solchen Fällen trennen sich die vornehmer denkenden Söhne von der sorglichen Mutter und suchen ein anderes Coupé auf, gerne würden ihnen die Schwestern folgen, allein ihnen hat die Stunde der Emanzipation noch nicht geschlagen, und während sie mit dem „feschen“ Vis-à-vis verschämt kokettiren, zittern sie, daß „Sie“ unter der mütterlichen Mantille sich vorlaut bemerkbar mache.

Die bewußt czechischen Elemente zieht es noch weiter hin, nach dem reizenden Adamsthal und von da nach Blansko, der heilignationalen Stätte, wo einst jene denkwürdige Versammlung der Czechenführer stattgefunden, in

der man, aus Mangel an nationaler Sprachkenntniß sich genöthigt gesehen, die nationalen Angelegenheiten im verhaßten deutschen Idiome zu verhandeln.

Aber nicht die Nordbahn allein ist von dem humanitären Streben beseelt, einem P. T. zahlenden Publikum Vergnügungen zu bereiten, die Westbahn konkurrirt in dieser edeln Absicht mit dem besten Erfolg. Gmunden! ist ein Lockruf, beinahe so unwiderstehlich wie Oberons Horn. Nirgendhin ist der Andrang so groß; den herrlichen Bergsee zu kennen ist eine Ehrensache für jeden Wiener und in vergnüglichen Ehrensachen ist er immer expeditiv. Doch nicht die klare spiegelnde Fluth und die sie umgürtenden Berge allein bilden die Anziehungskraft, der Sonntagsreisende hat eine kleine Schwäche, er will sich nicht mit dem Naturgenuß allein begnügen, er will auch viel und gut essen. Der gute Ruf, dessen sich die Gmunder Hotels erfreuen, übt auf die Vergnügungszügler kaum mindere Anziehungskraft als der See. Auch die bescheidenen Gmundner Grundeln spielen auf diesem Festprogramme eine Rolle, und ehe der wackere Reisende den Schatten des Stephansthurmes verläßt, zieht er bei all' seinen Vorgängern die gründlichsten Erhebungen ein über den Ort, an welchem das vorzüglichste Bier zu haben ist; mit solcher Ortskenntniß ausgerüstet, tritt er vergnügt die Fahrt „in die schöne Natur“ an.

In jungen Mädchen, welche bei diesem Ausfluge mitgenommen werden, entwickelt sich meist ein ganz ansehnliches Intriguentalent. Von dem Augenblick an, da sie von der „Reise“ unterrichtet wurden, ist ihr ganzes Sinnen und Denken nur darauf gerichtet, sie zu erweitern, einen Blick in das fashionable Paradies Ischl zu thun. Nach biblischer Vorschrift sind sie nicht allein sanft wie die Tauben,

sondern besitzen auch einen kleinen Vorrath an Schlangenklugheit; sie lassen von ihren Absichten und Plänen sich nichts anmerken und zerfließen nur in Dankbarkeit über die Güte des „Herrn Vaters". Seit dem Fasching ist der gute Mann nicht so gehätschelt worden wie nun; Hut, Stock, Fidibus und Schlafschuhe, Alles fliegt ihm entgegen, und die hübschen Kinder sind so exemplarisch gehorsam, daß sein gerührtes ahnungsloses Vaterherz doppelte Freude empfindet, ihnen das Vergnügen der Gmundnerfahrt zu bereiten. Einstweilen schmieden die kleinen Konspiratorinnen ihre Ränke, wozu namentlich die Bereitung eines leckeren Mundvorraths gehört. Der Feldzugsplan ist auf Ueberrumplung basirt und der Liebling hat den ersten Sturmlauf zu wagen, natürlich erst unterwegs, sonst könnte der „Herr Vater" im ersten Grimme Hausarrest anordnen und man bekäme nicht einmal die schöne Welt von Gmunden zu sehen. Während des letzten Abendimbisses, zwischen dem kalten Braten und dem Gebackenen, ist der günstige Augenblick ausersehen; einen guten Bissen im Munde, kann er nicht hartherzig sein, meinen die jungen Menschenkennerinnen. Aber ach, der erste Anprall wird gänzlich abgeschlagen, der Papa brummt fürchterlich von: „Ungenügsamkeit und Freudenstören," und schwört Stein und Bein, daß „nichts daraus wird", doch scheint es den kleinen Diplomatinnen ein gutes Zeichen, daß er wacker weiter schmauset und beim „Gugelhupf" zum dritten Mal da capo ruft. Doch wird die Lustreise um dieses Thema's willen noch mit mehreren stürmischen Szenen gewürzt und schließlich geht es hier wie überall: L'homme propose et la femme dispose.

Noch eine andere Gattung Reisender macht sich auf dieser Fahrt bemerklich. Es sind solche, welche in Gmunden

oder dessen Umgebung Villegiatur nehmen und zum Mißvergnügen der Bahnverwaltung den Vergnügungszug benützen, sich zu herabgesetzten Preisen nach der Sommerfrische befördern zu lassen. Diese kluge Finanzmaßregel hat aber noch einen zweiten Akt; die nun nutzlosen Retourbillets werden in Gmunden wieder zu herabgesetzten Preisen ausgeboten, und die Gmundner benützen sie, auf billige Weise die Fahrt nach Wien zu bewerkstelligen.

Der Vergnügungszug nach dem Süden trägt Manchen, der über Jahr und Tag gespart hat, um nur einmal das Meer zu sehen. Von Kindheit auf war sein Sinn auf die salzige Fluth und die mächtigen Segelschiffe gerichtet, schon hat er das schönste Stück des Lebens hinter sich, und immer ist dieser Anblick sein sehnlichster Wunsch geblieben, aber auch immer noch wäre seine Erfüllung unerreichbar in den knappen Lebensverhältnissen, wenn nicht die Bahnverwaltung zum allgemeinen und ihrem eigenen Besten diese Vergnügungsschübe organisirt hätte. Alle Schönheiten der Fahrt lassen diesen Reisenden ungerührt, geht es aber den Karst hinunter, da pocht sein Herz gewaltig dem Gegenstande seiner jahreangen Sehnsucht entgegen. Manchem bereitet das Erreichen seines Zieles eine halbe Enttäuschung; seine Vorstellung vom Meer war das unbegrenzte, nur vom Himmel umschlossene Wasser, wie es sich hier natürlich nicht darstellt. Dafür übertrifft das rege Hafenleben all' seine Erwartungen, und ebenso überbieten die gewaltigen Schiffe die kühnsten Gebilde seiner Phantasie. Todesmuthig erklimmt er die Schiffsleitern, verwickelt sich auf dem Deck allaugenblicklich in die Takelage und empfindet jämmerlichen Schwindel, allein das stört sein Entzücken nicht, er fragt nach Allem und ist überselig, wenn es ihm gelungen, sich einigen nautischen

Dialekt beizulegen. Er gehört zu den wenigen Vergnügungszüglern, die, trotz mancherlei, glücklicher Befriedigung voll heimkehren.

Aber noch ein anderer Magnet, als die blaue Adria, zieht jetzt den Wiener nach Triest, das märchenhafte Miramar. Kaiser Max ist eine poetische Gestalt, welche in Jedem, der noch nicht der Nüchternheit oder Blasirtheit verfallen, theilnahmsvolle Sympathie erweckt, und so sind denn heuer gar Manche über die Feiertage nach Triest gezogen, um nach dem Wunderschloß des unglücklichen Kaisers zu pilgern.

Viele begnügen sich mit Adelsberg und seinem Grottenfeste. Die vielgestaltigen, im Fackelschein glitzernden Stalaktiten gemahnen sie an die Erzählungen der sinnigen Scheherezade; Decke und Wände schimmern wie von Millionen und aber Millionen Demanten und man muß es der Grottenverwaltung zugestehen, daß sie, wenngleich sie ihre Koli's nach der Pariser Ausstellung etwas leichtsinnig mit der Bezeichnung „Adelsberger-Kroten-Verwaltung" in die Fremde sandte — doch das Grottenfest so sinnig als effektvoll zu arrangiren versteht. Die zahlreichen Fackeln und noch zahlreicheren Menschen durchwärmen die feuchtkalten Räume, schließlich wird gar noch in den sonst nur von Berggeistern bewohnten Sälen zu einem Tänzchen geschritten, die Musik hallt hundertfach und auf dem glatten Boden gleitet sich so leicht hin, daß das Ganze selbst den Mitwirkenden wie ein Märchen aus „Tausend und Einer Nacht" erscheint.

Früher war es nicht schwer die sogenannten Weltwunder im Gedächtniß zu behalten; allmälig aber wird die Aufgabe schwieriger und sie dürfte, wenn die Wunderwerke in diesem Tempo fort progressiren, unseren Nachkommen über

den Kopf wachsen. Der Bau der Semmeringer Bahn hat immerhin auch einigen Anspruch, zu dieser Kategorie klassifizirt zu werden, und es ist daher nur begreiflich, daß wir in Oesterreich, die wir durch nützliche Wunder nur äußerst selten in Verwunderung gesetzt werden, dieses zu betrachten eilen. Kaum kann die Halle Alle die fassen, die über den Semmering wollen, und die zahlreichen Waggons, namentlich der dritten Klasse, reichen nicht für den Andrang. Es ist aber auch ein Stürmen und Drängen, das zwar der Gesittung der Vergnügungszügler nicht die größte Ehre macht, aber begreiflich wird, wenn man bedenkt, daß die Fahrt nur für die auf Einer Seite Sitzenden genußreich wird. Wehe den Armen, die ahnungslos auf die unrechte gerathen!

Unter den Vergnügungszüglern nach allen Richtungen hin prägen sich übrigens die zufriedenen und die unzufriedenen Gemüther scharf aus. Die Letzteren geberden sich, als hätten sie einen Extrazug gemiethet, und alle anderen Mitfahrenden wären unberechtigte Usurpatoren. Der Zug fährt ihnen zu langsam, die Unternehmer hätten sich mit der Sonne in's Einvernehmen setzen sollen über eine gemäßigtere Temperatur und ähnliche Anforderungen mehr. Namentlich aber sind es die Restaurants, welche ihren Zorn erregen. Die Speisen sind zu hart, zu klein und zu theuer, die Getränke zu flau ꝛc. Sie ergießen sich jeden Augenblick in Betheuerungen, sich nie wieder durch solch' einen „Mißvergnügungszug d'rankriegen“ zu lassen. Die ersteren zählen namentlich den unbemittelteren Ständen zu. Sie haben sich in naiver Harmlosigkeit mit dem festen Vorsatze auf den Weg gemacht, vergnügte Reisende zu sein auf dem Vergnügungszug. Sie ertragen ohne Murren das Stoßen und Drängen in der Halle, und nehmen neben dem dicken Nach-

bar unverdrossen das schmale Plätzchen ein. Sie klagen nicht über die Hitze, wie oft auch das Taschentuch über das glühende Antlitz wandert, und selbst ein warmer Trunk und mangelhaftes Essen wird mit Stoicismus hingenommen. Sie genießen ihren „Feiertag“, und dieser Genuß wird gesteigert durch das erhebende Bewußtsein, daß auch sie, die kleinen Leute, so weit hinauskommen in die Welt.

Vom Lesen.

Während der Stein nur auf eine Weise, auf mechanischem Wege, anzuwachsen vermag, stellt das einfachste Zellengewebe für sein Bestehen, Gedeihen, Wachsthum schon gar vielfache Bedingungen, die sich steigern in der aufrückenden Linie der Gattung zur höheren Ordnung. So tritt pronozirter noch als im Pflanzenleben im Thierleben die Erscheinung hervor, daß, je höher entwickelt, je feiner ausgebildet ein Organismus ist, um so komplizirter auch seine Lebensbedingungen sich gestalten, so daß der Rückschluß von höheren Bedürfnissen auf einen Organismus höherer Ordnung berechtigt ist. Allerdings wird dieser Erfahrungssatz von der eleganten Welt schmählich karikirt, wenn z. B. Gourmands, deren überreizte Geschmacks- und geschwächte Verdauungsorgane unfähig einfache Kost schmackhaft zu finden und zu amalgamiren, sich höhere Wesen dünken und mit stiller Verachtung auf solche herabsehen, welche ohne Trüffeln zu leben vermögen. Doch, wie das Raffinement der Bedürfnisse, ist auch der Mangel an solchen zweifellos ein Armuthszeugniß; der Cyniker ist so wenig ein Philosoph als der raffinirt ausgebildete Sinnling.

Und im geistigen Leben treten ganz dieselben Erscheinungen und Erfordernisse auf wie im materiellen. Sind jene Unglücklichen, welchen nur von Außen auf mühsamen mechanischen Wege einige elementare Begriffe aufzunöthigen sind, nur vereinzelte, abnorme Vorkommnisse, so ist doch die ganze Stufenleiter ebenso reich nuancirt, von denen, welche über das Erkennen zweckmäßiger Mittel zur Erreichung ihres nächsten persönlichen Existirens und Behagens nicht hinauskommen, bis zu jenen, welche in weiter Spannkraft in allen Beziehungen des Lebens wurzeln, Alle, wenn auch nicht um, so doch erfassend. Wie eng ist der Gesichtskreis einiger Leute, wie Weniges vermögen sie zu amalgamiren, ihr geistiger Organismus vermag Vieles, das ihm nahe kommt, nicht aufzunehmen, er bleibt davon unberührt, im knapp beschränkten Kreise seiner Thätigkeit mehr oder minder tüchtig. Bei andern wieder zeigen sich einzelne Verstandsfähigkeiten scharf ausgeprägt und entwickelt, während engangrenzende gänzlich zu fehlen scheinen. Es gibt ungemein viel partiell gescheidte Leute, welche sich abwechselnd wie ein Lumen oder wie eine Null geriren. Noch andere von universellem Interesse werden durch Alles angeregt, bleiben aber, ohne den Trieb und die Fähigkeit irgend Etwas zu ergründen, immer nur an der Oberfläche hangen. Wenigen nur ist es vergönnt in die Tiefe wie in die Breite zu reichen, zu umfassen wie zu erfassen, in Einem erschöpfend ohne in allem Andern baar zu sein. Wie verschieden aber auch diese geistigen Organismen und ihre Anforderungen sind, in jedem in welchem sich nur etwas Interesse regt, entsteht das Bedürfniß nach Erweiterung oder partieller Ausbildung des Ideenkreises, und als bequemstes Mittel hierzu stellt sich die Lektüre heraus.

Wie aber wird das Lesen betrieben?

Selbstverständlich will ich hier nicht von jener Lektüre sprechen, welche zur Erlangung oder Ausbildung von Fachstudien betrieben wird, sondern von dem Lesen wie es in der „Gesellschaft“ zu Nutz, Frommen und vor Allem zur Unterhaltung üblich.

Dem modernen Menschen ist die Tagesliteratur ein unumgängliches Bedürfniß. Es ist sehr dahingestellt, ob noch, wie einst, der erste Gedanke beim Erwachen ein Gebet ist; ganz sicher dagegen dreht der zweite sich um die Zeitung. Ich weiß eine Menge Menschen, welche zum Frühstücke eher alles Andere als ein Tagblatt entbehren können und die Einrichtung einiger Journale, am Montag kein Blatt auszugeben, hat unter ihren Abonnenten eine wahre Revolution und manchen Abfall hervorgerufen. Ein Freund jedoch, der trotz alledem und alledem aus Gewohnheit getreu geblieben, ist nun auch aus Gewohnheit elend; er versichert mir jeden Montag bis zur Stunde des Abendblattes sich geistig nicht ausgeschlafen zu fühlen. Das schwarze Wasser der Weisheit, wie der Morgenländer den Kaffee nennt, hat keinen Duft, die Londres oder Virginia keinen rechten Zug, wenn sie nicht über den noch feuchten Druckbogen dampfen. Charakteristisch ist, auf welche Rubrik der Blick zuerst fällt. Der Mann, dessen Wohlbefinden mit dem Thermometer der Börse sinkt und steigt, sucht zuerst den Coursbericht und dann die nach Schluß des Blattes eingetroffenen Telegramme auf. Der Politiker von echtem Schrott und Korn bleibt, ist er eine passivere Natur, gleich am Leitartikel hangen, während eine aktivere sich kopfüber in die eben laufende Verhandlung stürzt; die Einen lieben die Reflexion als Vorrede, was zugleich oft recht bequem ist, die Andern als Nachtrag, sie mit dem eigenen Resumé zu vergleichen. Der Elegant sucht die

Theaternachrichten, Sport, Tattersall auf, der Bureaukrat das Amtliche zuvörderst. Während die schöngeistige Dame sich in das Feuilleton vertieft, die politisirende nachsieht, ob keiner ihrer Lieblinge eine Rede gehalten, schlägt die elegante die Tagesneuigkeiten nach und dann allenfalls die Pariser Korrespondenz, eine Anstrengung, welche meist Verdruß nach sich zieht, denn die Korrespondenten sind so geschmacklos eine Rede Jules Favres wichtiger als die Toilette der Kaiserin Eugenie zu finden. Auch überfliegt diese Kategorie bevorzugter Sterblicher noch die großen, auffallend gedruckten Annoncen mit scharfem, wie raschem Kennerblicke, während die praktische Hausfrau die kleingedruckten in's Auge faßt und namentlich jene bevorzugt, in welchen das Wort „billig" oder gar wo möglich stylistisch so schön „staunend billig" dickleibig hervorleuchtet. Mit der höchsten Aufregung durchforschen solche das Blatt, welche sich darin erwähnt glauben, namentlich debutirende Künstler und Künstlerinnen; sie erwarten, daß es seine Schuldigkeit thun und ihren Ruhm der erstaunten Mitwelt überliefern werde; eine Verzögerung dieser Erwähnung ist Hochverrath am Publikum, erscheint sie endlich, so enthält das Blatt für sie nur den e i n e n meist „mißgünstigen" Paragraphen. Aber es gibt auch einige gewissenhaft und ökonomische Leser, welche mit der Lektüre des Titels beginnen, um mit dem Namen des Druckers zu schließen. „Wer Vieles bringt, wird Manchen Etwas bringen"; jeder sucht sich eben heraus, was seinem Organismus am besten zusagt, was er am leichtesten assimilirt und Wenige nur fassen das kunterbunte Ganze zusammen zu einem sozialen, kulturhistorischen Bilde, in welchem jeder einzelne Zug nicht allein seine Berechtigung, sondern auch volle ergänzende Bedeutung hat.

Das Bedürfniß der Zeitungs-Lektüre erstreckt sich weit über die Grenzen der Gesellschaft hinaus, sie ist dem kleinen Manne gleichfalls Lebensbedingung, und wie viele Haushaltungen gibt es, in welchen die „Zeitung“ der einzige Artikel unter der Rubrik „Luxus“ ist. Auch Fiaker, Kutscher, welcher immer Art, Milchfrauen, Höckerinnen &c., alle haben sie „ihr“ Blatt, und daß auch die dienende Klasse in dieser Lektüre macht, beweisen die Carambolen, welchen man zur Ausgabsstunde in der Wollzeile ausgesetzt ist. Zur Verhandlungszeit des Prozesses Petersilka ging es vielen meiner Freunde wie mir, wir konnten die Zeitung erst erhalten, nachdem unsere Dienerschaft sie gelesen.

Unleugbar hat die Tagesliteratur auf die unteren Klassen sehr bildend eingewirkt, schon sind die Früchte davon sowohl im Ideengang als der Ausdrucksweise derselben fühlbar. Dafür ist der Kult, welcher in der Gesellschaft mit ihr getrieben wird, nach mancher anderen Richtung hin abträglich. Solche, die einem Berufe obzuliegen haben und welchen es an raschem Ueberblick gebricht, erübrigt keine Zeit mehr, Anderes zu lesen und Träge verschanzen sich hinter diesem Vorwand. Wie oft doch hört man auf die Frage: Haben Sie dies schöne Werk, jenes bedeutende Buch gelesen? die Antwort: Ach, leider nein! Die Zeitungen absorbiren so viel Zeit, daß man zu nichts Anderem kommt. Viele Männer auch glauben ihrer Berufstüchtigkeit den Beweis der Einseitigkeit schuldig zu sein. Jeder sieht sein Feld als das weltbewegende, welterhaltende an, der Naturforscher belächelt die Spekulation des Philosophen, dieser rümpft die Nase über die triviale Thatsächlichkeit des ersteren, jeder abstrahirt vom andern; statt in einander Ergänzung zu suchen. Selbstverständlich ist diesen die Belletristik gar nur eitles Kinderspielzeug,

tief wäre es unter ihrer Würde, dieselbe nur in's Auge zu fassen. Beamte, Kaufleute, Offiziere ziehen es vor, ihre freie, Rentner ihre ganze Zeit zu verthun, eh' sie ein Buch zur Hand nehmen, wie wir ja überhaupt in dem Talent die Zeit zu verbummeln mit jedem Lazzarone wetteifern können. Doch auch diese Herren bekennen nicht Mangel an Lust, sondern klagen über Erschöpfung durch Berufspflichten, welche ihnen diese schmerzlich empfundene Entbehrung auferlegt. Ja, selbst Künstler, die doch zumeist darauf angewiesen sind, universell zu sein, wollen über ihr Fach nur gar selten hinaus. — Mir erscheint nun diese Zeit- und Geistes-Oekonomie heillose Verschwendung. Ich bin auch geistig für die Dreifelder-Wirthschaft. Ist ein Acker noch so gut, bebaut man ihn ausschließlich immer nur mit dem seinen ursprünglichen Eigenschaften nach Passendsten, so wird seine Produktionskraft allmälig abnehmen. Das Allgemeine kommt immer auch dem Einzelnen zugute, wie ja das Einzelne dem Allgemeinen zugute kommen soll. In der Wissenschaft des Lebens, wie der Fachwissenschaft erweist sich das Organon Aristoteles als besserer Führer, denn die Methode Bakos von Verulam. Die Schlüsse vom Allgemeinen auf das Besondere sind allemal weit richtiger als jene vom Besonderen auf das Allgemeine. Dennoch wird eine selbst nur mäßige Universalität hochmüthig und wichtigthuend verschmäht und nirgend macht sich das so bemerkbar als auf dem Gebiete der Lektüre, wie gesagt, die Tagesliteratur ausgenommen, der alle Tribut zahlen und ohne die ein geistiges Kastenthum sich noch viel schärfer ausprägen würde.

Wenn man dies bedenkt, so muß man staunen, im Leipziger Börsenblatte den Ausweis über so großartige Bewegung auf diesem Gebiete wahrzunehmen. Allerdings finden

außerhalb Oesterreich die Herren mehr Zeit und Spannkraft zum Lesen, doch gleichfalls lange nicht genug, daß man die massenhafte literarische Produktion, oder besser ihren Absatz begreifen könnte, wenn nicht hier, wie so oft die Frauen als rettende Engel auftreten. Lesen sie nicht, Autore, Verleger, Leihbibliotheken wären absolut verloren.

Warum lesen sie? Was lesen Sie? Wie lesen sie? Was sind die Folgen ihres Lesens?

Die Einen lesen, wie der Orientale Opium raucht, betäubt über die Zeit hinwegzugleiten. Sie sind der Schreck des Amanuensis in der Leihbibliothek, er muß ihnen täglich einen dreibändigen Roman verabreichen; manchmal begehren sie ein Werk, das sie schon einmal gelesen, und wenn sie am Schluß desselben daran, daß die Liebenden sich bekommen oder ein tragisches Ende nehmen, erkennen, daß sie es zum zweiten Male durchgeblättert, so wird der arme Bibliothekar arg gescholten, daß er, der Handlanger, vergessen habe, was die Leserin vergessen hatte. Die Dame jammert darüber, daß die Mühlbach s o w e n i g schreibe, sie schwärmt für Günther's Bibliothek deutscher Original-Romane und die krassesten Produkte der französischen Literatur. Sie bevorzugt solche, welche im high life spielen, und schwelgt in saloper Negligé für den Pomp und raffinirten Luxus der großen und Halbwelt. Ihr bürgerliches Dasein ist ihr nur eine Neben-Existenz, voll lästiger Kleinlichkeit, deren Anforderungen man nur rasch abthun müsse, um wieder an das Eigentliche zu kommen. Ist sie galliger Natur, so grollt sie Gott, der Welt und vor Allem ihrer Familie über den Kontrast zwischen ihrem Geschick und jenem der jeweiligen Romanheldin; ist sie gutmüthig, so empfiehlt sie Jedem auf das Wärmste das „schöne Buch“, das sie eben gelesen, und

dessen Titel, Inhalt und Autor sie nur in der Eile vergessen hat.

Wenn man diese eifrigen Leserinnen Egoistinnen schelten will, so gibt es dafür wieder andere, kaum minder eifrige, welche diesen Vorwurf durchaus nicht auf sich laden, sie lesen nicht um ihrer selbst, sondern um ihrer verehrlichen Nebenmenschen willen. Dies oder jenes Buch gelesen zu haben, nicht es zu lesen ist ihnen Pflicht. Sie haben das Renommée immer auf dem Laufenden aller neuer literarischen Erscheinungen von einem gewissen eleganten Gepräge zu sein, es ist ihnen point d'honeur ein derartiges Werk unmittelbar beim Erscheinen zu lesen, um davon sprechen zu können, während es anderen noch ganz unbekannt ist. Zwar verleitet dieser Ehrgeiz sie nicht zum Bücherkauf, wohl aber zu einem Abkommen mit einem Kommis der Leihbibliothek, welcher ihnen dieselben zuerst zukommen läßt. Sie protegiren Namen von gutem Klang, und besitzen ein eigenthümliches Talent kritische Aussprüche bedeutender Persönlichkeiten zu behalten und zu verwerthen. Sie deuten immer mysteriös an, was diese oder jene eben unter der Feder habe. Diskretion verbiete ihnen deutlicher zu werden. Dichter dritten und vierten Ranges vertrauen ihnen ihre Manuskripte an, und werden dafür als verheißende Talente, die unter günstigem Einflusse in Zukunft recht Hübsches leisten können, und die den Takt besitzen, sich zu diesem Zwecke an die rechten Personen zu wenden, ausposaunt. Wie gesagt, sie sind ein Katalog über die moderne Literatur, dafür aber sehr schlecht beschlagen in der älteren und klassischen. Sie haben jedenfalls die Briefe eines Realisten über Shakespeare gelesen, kennen aber von diesem selbst nur, was die Bühne ihnen vorführt. Ein gar dankbares und undankbares Publikum ist

die Jugend. Sie verschlingt wahllos, was ihr zu Handen kommt, ist rasch entzückt und fein empfindend, wo es poetischen Schwung gilt. Dagegen ist Alles, was der Autor im Fühlen und Denken auf Erfahrung basirt, wie wahr und ergreifend er es auch darstellen mag, an ihr verloren, dem gegenüber zeigt sie sich kaltherzig, während alles impulsweise Hervorgebrachte sie in Enthusiasmus versetzt. Namentlich ist greller Heroismus das Sesam ihrer Herzenspforte, für jenen feineren, edleren aber unscheinbareren der in gewöhnlichen Lebensverhältnissen eine Rolle spielte, fehlt ihr jedes Verständniß. Das Blendende geht ihr über die Innigkeit und Wahrheit; sie lernt Freiligrath auswendig und legt Lenau zur Seite.

Einstmals, nicht da Bertha spann, sondern da sie nur noch kochte und nähte, galt es für eine Empfehlung, wenn ein Mädchen nur wenig las, und eine sorgende Mutter beschwor ihren Sohn: Wenn Du eine Gattin suchst, so wähle nur ein unbescholtenes Mädchen, das noch keine Romane gelesen.

Würde heutzutage diese Bedingung gestellt, ein Freier fände keine Lebensgefährtin. Dagegen versichern Damen, welche über diese Anfechtungen schon hinaus sind, sie vermöchten keine Romane mehr zu lesen, Belletristik überhaupt könne ihr Interesse nicht mehr fesseln, nicht mehr befriedigen, sie bedürften ernsterer Kost. Das sind gefährliche Damen. Sie halten eine Phrasenlese in populär wissenschaftlichen Werken, oder vertiefen sich in unfruchtbares Studium eines nebensächlichen Gegenstandes. Mit regem und emsig eingehenden Sinn für das Detail verbinden sie eine wunderbar naive Ahnungslosigkeit dem Zusammenhang der Einzelheiten gegenüber, die Unfähigkeit, ein Ganzes als solches zu

erfassen. Es sind Wagners in petticoat, die ihre Regenwürmer laut als Schätze ausposaunen, und hochmuthsvoll herabsehen auf solche, welche in diesem Kleinhandel nicht mitkonkurriren können oder wollen, wenn sie auch von ihnen weit überragt werden. Ernster Glaube an ihre Wichtigkeit zeichnet das Lesen dieser Damen aus. Auch sie lesen mehr noch aus Pflicht, als aus Vergnügen.

Dafür gibt es auch solche, und unter den Frauen mehr als den Männern — ich sehe immer von Fachzwecken ab — welche die Lektüre aus Instinkt oder Prinzip rationell betreiben, deren reicher und harmonisch entwickelter Organismus die Anforderung nach mehrfacher Ernährungsweise bedingt. Sie empfinden das Bedürfniß, die Phantasie anzuregen, wie den Verstand zu entwickeln und kräftigen, den Geist zu bilden, wie das Gemüth zu höherem Schwung zu erheben. Der Drang nach dem Wahren, Guten, Schönen lockt sie auf jedes Gebiet, und können sie es auch selbstverständlich nicht erschöpfend erfassen, so doch einen Theil davon sich zu eigen zu machen, zu eigenem Nutz und Frommen, wie Genuß. Wie Fachtüchtigkeit nützlich macht, so stempelt eine Universalität, welche sich von frivoler Oberflächlichkeit ferne hält, mit höherem geistigen Adel.

Druck von Pichler's Witwe & Sohn in Wien.

Berichtigung von Druckfehlern.

Seite 1, Zeile 11 von oben lies: „Antipodin“ statt Antipodie.
Seite 8, Zeile 6 von unten lies: „dirigirt“ statt dirigiren.
Seite 19, Zeile 15 von unten lies: „choyirt“ statt chopirt.
Seite 22, Zeile 7 von unten lies: „maßigen“ statt mastigen.
Seite 28, Zeile 15 von oben lies: „en face“ statt en facie.
Seite 35, Zeile 6 von oben lies: „vermuthet“ statt ermuthet.
Seite 65, Zeile 3 von oben lies: „Fühlung“ statt Füllung.
Seite 99, Zeile 3 von oben lies: „couboyirt“ statt kouboyirt.
Seite 105, Zeile 10 von unten lies: „küßte sie“ statt sich.
Seite 123, Zeile 5 von oben lies: „Byssus“ statt Byßuo.
Seite 155, Zeile 6 von oben lies: „paradiren“ statt parodiren.
Seite 169, Zeile 1 von oben lies: „auch dem“ statt auf den.
Seite 170, Zeile 7 von oben lies: „temperiren“ statt temporiren.
Seite 180, Zeile 13 von oben lies: „Rheinufer“ statt Mainufer.
Seite 207, Zeile 10 von unten lies: „salopem“ statt saloper.

In meinem Verlage erscheint:

Glückliches Wien!

Von

Karl Grün.

Auszug aus dem Inhaltsverzeichnisse:

Einleitung: Ueber die Stadt Wien, das Leben, Bauten, Musik. — Das Belveder. — Galerie Lichtenstein. — Galerie der Academie der bildenden Künste. — Galerie Schönborn — Galerie Czernin. — Galerie Harrach. — Galerie Esterhazy zu Pest (früher in Wien). — Das österreichische Museum. — Die Sammlungen des Erzherzogs Albrecht. — Ein geheimnißvolles Bild. — 2c. 2c.

Der durch seine geistreichen Vorträge bekannte Autor hat in Wien die eingehendsten Kunststudien gemacht, deren Grundzüge für eine große Kulturgeschichte bestimmt sind. Da aber das Detail mit solcher Liebe und Gediegenheit ausgearbeitet wurde, so gab er dem Drängen seiner Freunde nach und ließ das „Glückliche Wien" erscheinen. Ein Führer für Fremde und Einheimische, welcher in leichter Form die Kunstschätze der Hauptstadt behandelt und dabei eine angenehme Lectüre bietet.

Friedrich Beck's Verlagsbuchhandlung in Wien.

DATE DUE			

